

Biblische Begegnungen

Biblische Begegnungen

Eine Predigtreihe

anlässlich der Ausstellung Korrespondenzen von Madeleine Dietz

Abdinghofkirche Paderborn, 25.7.-31.10.1999

Mit 9 Abbildungen

herausgegeben von Rainer Dinger und Jörg Mertin

Paderborn 2000

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

Biblische Begegnungen. Eine Predigtreihe anlässlich der Ausstellung Korrespondenzen von Madeleine Dietz, Abdinghofkirche Paderborn, 25.7.-31.10.1999. Mit 9 Abbildungen / Rainer Dinger / Jörg Mertin (Hrsg.). - Paderborn 2000

ISBN 3-8311-0046-2

Titelbild: Madeleine Dietz, Viertelkugel (in der Abdinghofkirche Paderborn)
Foto: Karin M. Kolbusa, Paderborn

© Jörg Mertin, Paderborn 2000
Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Libri Books on Demand

Gesamtansicht Mittelschiff Abdinghofkirche mit *Stufenweg* und *kein Brunnen*

Inhalt

Vorwort
11

Christian Zippert
Petrus und Paulus
Galater 2,1-11
21

Rainer Dinger

Jakobs Kampf mit Gott
1. Mose 32,23-32
31

Henry G. Brandt
Ohne Moses? Ohne Gott?
2. Mose 32
41

Hans-Detlef Hoffmann
Josef und seine Brüder
1. Mose 44 und 45
45

Hans-Martin Gutmann
Mose und Pharao
2. Mose 7,1-13; 12,29-33
59

Hanni Berthold
Hagar und der Gott, der sie sieht
1. Mose 16
69

Dorothee Franke-Herber
Jesus und Zachäus
Lukas 19,1-10
79

Sybille Fritsch-Oppermann
Ruth und Naemi
Ruth 1,16
85

Almut Begemann
Die Königin von Saba bei König Salomo
1.Könige 10,1-13
95

Andrea Seils
Jesus und Judas
Markus 14 ff.
101

Christoph Berthold
Jesus und Pilatus
Johannes 18,28-19,16
109

Rudolf Jäger
Jesus und Petrus
Matthäus 14,22-33
117

Klaus Röhring
Der Auferstandene und die Jünger auf dem Weg nach Emmaus
Lukas 24,13-35
123

Jörg Mertin
Nathan und David
2.Samuel 11 und 12
131

Bärbel Wartenberg-Potter
Katharina von Bora und Martin Luther
Römer 3,24
141

Andreas Mertin
Kunst und Kirche in der Praxis der Abdinghofkirche
149

AutorInnenverzeichnis
171

Abbildungsverzeichnis
173

Vorwort

1999 wurde in Paderborn Jubiläum gefeiert. Dabei erinnerten die katholische Kirche und die Stadt Paderborn je auf ihre Weise an den Besuch von Papst Leo III. bei dem damaligen Frankenkönig Karl im Jahre 799 in dessen Pfalz.

Das katholische Erzbistum Paderborn beging das Jahr 1999 als 1200-jähriges „Bistumsjubiläum“. Tatsächlich wurde der erste Paderborner Bischof Hathumar aber erst 806 eingesetzt. Die kleine historische Ungenauigkeit scheint insofern bedeutsam, als man sich auf katholischer Seite die Kirche von damals auch in ihren Entwicklungsmöglichkeiten nicht anders vorstellen kann als die (katholische) Kirche von heute.

Vertreter der säkularen Öffentlichkeit verwiesen eher auf die gesamteuropäische und weltpolitische Bedeutung des Treffens. So nannte Bundespräsident Rau die Zusammenkunft von Karl und Leo das „wohl erste europäische Gipfeltreffen“. Mit einem Seitenblick auf den im August 1999 in Köln abgehaltenen Gipfel der 8 führenden Weltwirtschaftsmächte nannte Rau das Paderborner Treffen gar einen „veritablen G2-Gipfel“. Tatsächlich aber wurde der Frankenkönig Karl – als Folge des Paderborner Ereignisses? – erst im darauffolgenden Jahr in Rom zum Kaiser gekrönt. 799 besass das Herrschertum des Frankenkönigs noch nicht eine gesamteuropäische oder gar universale Geltung. Entsprechend hatte auch das Papsttum zu jener Zeit den Höhepunkt seiner Machtentfaltung im spannungsreichen Gegenüber zum abendländischen Kaisertum erst noch vor sich. Man mag es drehen und wenden, wie man will. 1999 gab es in Paderborn kein Jubiläum heute bestehender Institutionen zu feiern. Wohl aber war des Jahrestages einer Begegnung zu gedenken. Begegnet sind sich zwei Menschen, von denen jeder für sich

Geschichte machen sollte. In diesen Menschen sind zwei Bereiche aufeinander getroffen, deren künftiges Verhältnis vom Verlauf dieser Begegnung nicht unwesentlich mitbestimmt werden sollte.

Dieses Buch dokumentiert den Beitrag der evangelischen Kirche zum Paderborner Jubiläumsjahr. Der Beitrag bestand aus der Ausstellung „Korrespondenzen“ mit Werken der Landauer Bildhauerin Madeleine Dietz, Vorträgen zum Verhältnis von Kunst und Kirche sowie aus der begleitenden Gottesdienst- und Predigtreihe „Begegnungen“. Einen besonderen evangelischen Beitrag zum Jahrestag der Begegnung von Karl und Leo III hatte zunächst niemand erwartet; gab es doch 799 „noch keine Evangelischen in Paderborn“, wie von katholischer Seite in aller Unschuld bemerkt wurde. Aber die Geschichte des christlichen Glaubens lässt sich vor den konfessionellen Differenzierungen der Neuzeit nicht konfessionell spalten und also einseitig einer der heutigen Konfessionen zuordnen. Der Beitrag der evangelischen Kirche bezog sich daher auf die allen Christen gemeinsame Geschichte und erinnerte auf seine Weise an das frühmittelalterliche Ereignis: einerseits ging er mit der Ausstellung „Korrespondenzen“ auf die Kunstauffassung Karls des Großen ein, andererseits nahm er das Thema der „Begegnung“ auf und fragte nach dessen biblischer Wurzel.

In der Gottesdienst- und Predigtreihe ging es uns zunächst um biblische Vorabbildungen und Entsprechungen zu jenem Treffen von Karl und Leo, z.B. in den Geschichten von Mose und Pharao, David und Nathan oder auch im Gegenüber von Jesus und Pilatus. Darüber hinaus wollten wir auch den tieferen biblischen Dimensionen des Motivs „Begegnung“ nachspüren:

- im Wissen, dass die Bibel von Begegnungen mit Gott und zwischen Menschen berichtet, die Geschichte gemacht haben;
- im Glauben, dass jeder Mensch zur Begegnung geschaffen ist: mit anderen Menschen, mit sich selber und mit Gott;

- in der Zuversicht, dass Menschen heute im Raum der Kirche dem Wort Gottes begegnen, indem sie sich in der Unterschiedlichkeit ihrer gegenwärtigen Lebenssituationen von den biblischen Geschichten ansprechen lassen und sich in ihnen wieder finden.

Bei der Auswahl der Bibeltexte sowie der Predigerinnen und Prediger wurde besonders die bleibende Aufgabe der Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche berücksichtigt. Außerdem fand das Thema des jüdisch-christlichen Gesprächs besondere Beachtung, das die Evangelische Kirche von Westfalen auf dem Weg zu ihrer Landessynode 1999 beschäftigt hat. Über solche aus aktuellen Fragestellungen erwachsenen Bezüge hinaus wurde in den Predigten erneut der unglaubliche Reichtum biblischer Geschichten deutlich, die von jeder Zeit neu entdeckt und ausgelegt werden wollen und die in jeder Situation neu verstanden werden können. Anstatt nur über postmoderne Relativierungen zu klagen, sollten wir in den evangelischen Gottesdiensten die Chance ergreifen, die in der Gegenwart postulierte Offenheit aller für alles beim Wort zu nehmen und also die Öffnung der Menschen für solche Begegnungen zu fördern, in denen wir miteinander und doch jeder für sich selber die gewiss machende Wahrheit des Glaubens erfahren.

Für die Ausstellung Korrespondenzen, die vom 25.7.-31.10. 1999 zu sehen war, hatte sich die evangelische Kirche in Paderborn mit der Ausstellungskonzeption des Kurators Andreas Mertin für einen bewussten Bezug zur Karolingerausstellung entschieden. In der Karolingerausstellung waren auch die Libri Carolini zu sehen. Korrespondenzen berief sich nun auf die in den Libri Carolini formulierte Kunstauffassung, die am Hof Karls des Großen entwickelt wurde und deren Hauptthese lautet: Kunstwerke sind nach ihrer künstlerischen Qualität zu beurteilen und nicht nach ihrem religiösen Gehalt. Von zeitgenössischen Kunst-

theoretikern (Bazon Brock¹) und Philosophen (Umberto Eco²) wird dieses karolingische Kunstverständnis als Ursprung der modernen Selbstinterpretation der Kunst als autonomes Genre aufgefasst. Die Ausstellung Korrespondenzen nahm das karolingische Kunstverständnis beim Wort und brachte autonome Kunst in die Kirche. Auf diese Weise wurden Korrespondenzen geschaffen zwischen Kirche und Kunst als zwei Bereichen des Lebens, die sich in der Moderne weit voneinander entfernt haben. Die Ausstellung hob also einen modernen, und im kirchlichen Kontext sicher immer noch zukunftsweisenden Gedanken der karolingischen Vergangenheit hervor und experimentierte mit ihm.

Die romanische Abdinghofkirche, eine der ältesten Kirchen in Paderborn und mit ihren Vorgängerbauten in die Zeit der Begegnung zwischen Karl und Leo zurückreichend, zeigte sich als Ausstellungs- und Inszenierungsraum hervorragend geeignet. Denn sie ließ in der formalen Strenge des Kirchenbaus der Kunst ihren Spielraum, in dem sie sich entfalten konnte und dadurch wiederum auch den Raum zu einer neuen Wirkung brachte. Auf vielfältige und vielschichtige Weise ermöglichte die inszenierte Korrespondenz zwischen mittelalterlichem Kirchenbau und moderner Kunst eine lebendige Begegnung von Vergangenheit und Gegenwart.

¹ Vgl. Bazon Brock: „Zur Geschichte des Bilderkrieges um das Realismus-Problem“; in: ders., Ästhetik als Vermittlung. Köln 1977. S. 317-334.

² Umberto Eco: Kunst und Schönheit im Mittelalter. München 1993, S. 158f.: „Die Ästhetik der *Libri Carolini* ist eine Ästhetik des unmittelbar Sichtbaren, und sie ist zugleich eine Ästhetik der Autonomie des Werkes der bildenden Kunst.“

Madeleine Dietz hatte 11 Objekte ausgestellt. Einige von ihnen sind in diesem Buch fotografisch dokumentiert¹. Eine genauere Auseinandersetzung mit einzelnen Aspekten der Rauminterpretation von Madeleine Dietz in der Abdinghofkirche kann an dieser Stelle nicht geleistet werden. Wir verweisen dafür und zu Person und Werk der Künstlerin auf den (in Zusammenarbeit mit dem Angermuseum Erfurt erstellten) Katalog².

Madeleine Dietz bringt in den meisten ihrer Arbeiten zwei Stoffe zusammen, die ein starkes Spannungsfeld bilden und im Betrachter hervorrufen: Stahl und Erde. Dem organischen Stoff stellt sie industriell produzierten Werkstoff gegenüber. Sie selbst hat zu dieser Korrespondenz folgende Aussagen gemacht:

„Erde ist mein Material, ist mein Werkstoff, in unerschöpflicher Menge überall zu finden. Erde ist das Symbol des Lebens. Erde in Verbindung mit Wasser ist formbar, ausstreichbar, trocknet aus, bildet Risse. Sie bricht in Stücke. Sonne, die die Erde vertrocknen lässt, gleichzeitig lebensnotwendiges Licht spendet.

Stahlplatten, Stahlmulden, Stahlkuben, Mittel zum Zudecken, Abdecken, Abgrenzen, Verschließen, Bewahren, Schützen. Stahl, in technoid wirkender Form, scheinbar unvergänglich. Doch sobald er aus der Werkstatt herauskommt, beginnt die Oxidation. Lediglich durch Öl und Wachs wird dieser Prozess aufgehalten, doch thematisch ist Rost und damit `Vergehen`, ähnlich wie bei der Erde, mit einkalkuliert. Das Bewahren und Behüten der Erde, Umschließen, Umfassen der Erdstücke, einem Schatz gleich, gewissermaßen Thema meiner Arbeit. Erde ist Natur, ausgelie-

¹ Die Fotografien in diesem Buch wurden angefertigt von Karin M. Kolbusa, Paderborn.

² Madeleine Dietz, „Schichten in der Zeit“. Plöger Verlag Annweiler, 1999.

fert dem Menschen als ihrem Zerstörer oder Hüter. Nur durch mechanische Einwirkung oder durch Nässe verändert sich die Form. Das Ab- oder Herausbrechen einzelner Stücke ist Konzept meiner Arbeit, die Fragilität beabsichtigt.“

Erde ist auch ein genuin religiöses, ein theologisches Thema. Aber darum ist es in der Kirche nicht zugleich schon ein existentielles. Es ist erstaunlich, wie provozierend die Erdarbeiten der Künstlerin gewirkt haben. Wo man in der Kirche offensichtlich (und glänzend vor Augen geführt in der parallelen Karolingerausstellung) Bedeutung, Würde, ja das Göttliche vorrangig in der Verarbeitung und Gestaltung irdischer Glanzstücke und Werte symbolisiert sieht, musste die Erdhaftigkeit der Kunst von Madeleine Dietz als Irritation wirken. Dass Erde zur Kunst wird, Kunst zur Erde greift, verstehen wir jedoch als Beitrag zum Diskurs über das Wesentliche und gleichzeitig als notwendige Verstörung, die den Kontakt zu dem in der Bibel so vielfach und elementar aufgenommenen und reflektierten Leben, zum Material Gottes, zu erneuern und zu erweitern verspricht. Es waren gerade Frauen, die sich als Betrachterinnen von diesem inhaltlichen Aspekt des Werkes der Künstlerin berühren ließen. Das ist vielleicht kein Zufall, denn die Erde, hebräisch Adama, ist weiblich.

In der Abdinghofkirche waren die Arbeiten von Madeleine Dietz raumbezogen platziert. Einige der Arbeiten waren für die Ausstellung konzipiert worden, wie z.B. der Stufenweg oder die Lichtinstallation in der Krypta, und wiesen daher einen expliziten, intentionalen Raumbezug auf. Andere der Werke hätten auch an anderen Orten stehen können, entfaltetes nun aber gleichwohl eine Beziehung zu ihrer temporären Umgebung. Die Art dieser Beziehung von Kunstwerken und Raum lässt sich gut als korrespondierend bezeichnen. Wenn man Korrespondenz mit Entsprechung übersetzen kann, dann geht es um zwei Sprechweisen, die Parallelen oder Bezüge aufweisen, aber nie zusammenfallen. So

gab es zwischen Werken und Raum, zwischen Kunst und Kirche, Gleiches und Ungleiches, es gab aber nie Identisches. Madeleine Dietz hat dies auch so gewollt: sie provozierte Annäherungen, die im Vor- und Unbewussten des Betrachters Identifizierungen hervorriefen, um diese dann nüchtern und trocken aufzubrechen. Am Beispiel des Werkes im Mittelgang gesagt: Brunnenartiges Element - Taufbecken? - „kein Brunnen“. „Kein Brunnen“ ist eine negativ-korrekte Beschreibung, zugleich aber eine Sprachhandlung des Widersprechens. An diesen Stellen nun beginnt erst die Arbeit der Wahrnehmung des Werkes und der Selbstwahrnehmung des Betrachters. Die minimalen Abgrenzungen der Künstlerin, mit der sie vordergründig einen Bedeutungsschutz für ihre Werke deklarierte, berührten in den Betrachtern das in langer Übung erworbene und stabilisierte religiöse Sinnsystem und stellten es in Frage, ließen es aber auch frei. Die teils heftigen Reaktionen der Betrachter auf die zugleich außerordentlich präzisen und ganz unaufdringlichen künstlerischen Interventionen zeigen, dass ein vitaler Punkt tangiert war, von dem zu vermuten ist, dass er mit dem Wunsch nach Sicherheit und Sich-Auskennen zu tun hat. Wie oft in der modernen Kunst spielten die Titel der Werke mit diesem Wunsch und waren so gleichzeitig eine Selbstbestreitung. Denn die Titel sind nicht das Entscheidende, sondern die Werke selbst. Leichter hatten es die Betrachter, die spürten, dass nicht die Identifizierung des bereits Gewußten, sondern das Ernstnehmen der Irritation auf die Spur des Verstehens und Selbstverstehens führt. Die Verunsicherung ist der Preis, den man für den Gewinn an Erfahrung und Verstehen wird zahlen müssen.

In der Strenge ihrer Form stellten die Arbeiten von Madeleine Dietz eine nachhaltige und überzeugende Interpretation des Raumes der Abdinghofkirche dar. Insgesamt unterstrichen sie dessen klösterliche Strenge. Er wurde korrespondierend zur Kunst aufs Elementare zurückgeführt (und ließ gerade so wieder das lebensversprechende Potential Erde aufleuchten). Erst durch die künstlerischen Interventionen sind man-

che Raumteile wieder neu entdeckt worden, wie zum Beispiel der Raum unter dem nördlichen Turm oder der Gang durchs Mittelschiff mitsamt dem Ausgang zum Altar. Andere Werke haben in spezifischer Weise den Raum in den Dienst des künstlerischen Konzepts gestellt, wie im Falle der Lichtinstallation in der Krypta. Die Kunst hat gewissermaßen ein bislang ungelebtes Raumverständnis zur Geltung gebracht und sich darin eingefügt, bisweilen bis an die Grenze der Unauffälligkeit. Hier liegt für die Zukunft eine wichtige Erfahrungs- und Lernmöglichkeit im Hinblick auf die Raumgestaltung und Raumnutzung, für die die Kirche Madeleine Dietz dankbar sein kann.

„Korrespondenzen“ war eine Phantasiequelle, bot vielschichtig reflektierende Projektionsflächen, war ein Irritationsmedium. Dies konnte die Ausstellung nur sein, weil die Werke auf Dauer hielten, was sie auf den ersten Blick versprochen: sie blieben Kunst, autonome Kunst, die nicht aufgesogen werden konnte im hyperdefinierten Bedeutungsraum der Kirche. Die Kunst blieb fremd und war manchmal unheimlich nah, sie blieb hermetisch und suggestiv, sie sperrte sich und machte zugleich neugierig. Einen Teil ihrer Bedeutung hat sie in diesem kirchlichen Kontext freigegeben, andere Teile kamen hier weniger zu Tage, wie zum Beispiel der Stellenwert der ausgestellten Werke in der Werkbiographie von Madeleine Dietz oder ihre Bedeutung innerhalb der modernen Skulpturenkunst. Aber wenn es stimmt, dass Bedeutung in der modernen Kunst wesentlich auch im Betrachter entsteht, dann hat die Kunst ihr Werk getan und ihre Aufgabe erfüllt. Sie brachte vielfältige Spannungen in den Raum der Kirche, sie war ein wirkliches Gegenüber, mit dem ein Gespräch, eine Auseinandersetzung möglich war. Kunst und Kirche waren sich gegenseitig das irreduzibel Andere, dessen eine wirkliche Begegnung bedarf. Wir sind der Überzeugung, dass mit dieser Ausstellung über den unmittelbaren Anlass hinaus ein viel versprechender Anfang gemacht worden ist.

In diesem Buch sind die Predigten der Gottesdienstreihe Begegnungen enthalten sowie der Vortrag des Kurators zum Verhältnis von Kunst und Kirche. Die Abbildungen einiger Kunstwerke von Madeleine Dietz rufen den Zusammenhang in Erinnerung und geben einen Eindruck vom Raumbezug der Werke.

Das Projekt wurde getragen von der Evangelisch-Lutherischen Kirchengemeinde und dem Kirchenkreis Paderborn. Als deren Vertreter haben wir vielfach zu danken: an erster Stelle der Künstlerin Madeleine Dietz und dem Kurator Andreas Mertin. Wir danken der Stadt Paderborn, die das Projekt mit einem namhaften Beitrag finanziell gefördert hat, sowie als Sponsoren der Familie Klingenthal und Graf von Oeynhausen. Wir danken den vielen, die das Projekt inhaltlich vorbereitet, gefördert und unterstützt haben. Von ihnen seien namentlich genannt: Gerburg Barckow, Superintendent Christoph Berthold, Pfarrer Rudolf Jäger, Dr. Irmgard Pöppel, Friedel Schmidt, Ingeborg Wachter und Heidi Welslau. Zu danken ist schließlich den vielen Gemeindegliedern und Interessierten, die ehrenamtlich die Aufsicht während der Ausstellung geführt haben.

Paderborn, im Dezember 1999

Rainer Dinger, Jörg Mertin

Petrus und Paulus

Galater 1, 11 - 2,16

Vor einigen Jahren hat mir ein Freund von einer Reise eine kleine Nachbildung einer berühmten Ikone aus dem Johanneskloster auf der Insel Patmos mitgebracht. Vielleicht kennen Sie das Bild: Petrus und Paulus, alt und grau geworden, umarmen einander, Brüder und Freunde im Glauben. Ein schönes, wichtiges, ja notwendiges Bild - heute, wie einst zu Lebzeiten der Apostel, ebenso im 16. Jahrhundert, als diese Variante eines weit älteren Bildes gemalt wurde, und in unserer Zeit am Ende des 2. Jahrtausends; ich bin gewiss, auch in Zukunft. Ich bewahre dies kleine Bild in meinem Arbeitszimmer auf und finde immer wieder einmal Grund, es zu betrachten. Es ist eine Momentaufnahme aus einer sehr spannungsvollen Geschichte. Petrus und Paulus waren zwei sehr verschiedene Menschen, zwei sehr verschiedene Christen.

Simon, Sohn des Johannes, genannt Kephas oder griechisch Petros, das heißt: Fels, geboren in Betsaida am See Genezareth in Galiläa. Betsaida, das wissen wir von Ausgrabungen, war eine Stadt, in der auch viele Griechen lebten. Vermutlich stammte er aus einer einfachen Familie und war mehr oder weniger ungebildet, konnte vielleicht nicht einmal lesen und schreiben. Später war er als Fischer in der Nachbarstadt Kapernaum ansässig. Und verheiratet. Gelegentlich ist von seiner Frau und seiner Schwiegermutter die Rede, das ist merkwürdig verdrängt aus dem Gedächtnis der Kirche. Jesus hat ihn gemeinsam mit seinem Bruder Andreas und einem weiteren Brüderpaar, Jakobus und Johannes, den Söhnen des Zebedäus, am Ufer des Sees Genezareth von den Netzen weg berufen: „Folgt mir nach!“ Und sie standen auf und folgten

ihm nach. Eine folgenschwere Begegnung. Im Kreis der zwölf Jünger war Simon unterwegs mit Jesus in Galiläa und in den angrenzenden Gebieten. Er hörte, was Jesus sagte, sah, was Jesus tat. Er machte sich seine Gedanken und in ihm wuchs die Überzeugung, sozusagen von Gespräch zu Gespräch und Begegnung zu Begegnung: Er ist der Christus, der Messias. Und, Sie kennen die Geschichte, er war der Erste, der gewagt hat, das auszusprechen: „Du bist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Sie wissen auch, wie es dann weiterging: Er musste noch wachsen in seiner Überzeugung, in seinem Glauben. Er war noch lang nicht am Ziel. Er schwankte eigenartig hin und her zwischen Klarheit und Irrtum, zwischen Vertrauen und Verzweiflung, zwischen Mut und Angst. Kurz vor der Gefangennahme Jesu hat er gesagt: „Wenn dich alle verlassen, ich werde dich niemals verlassen!“ Wenige Stunden später: „Ich kenne diesen Menschen nicht.“ Er hat Jesus verleugnet. Und hat es bitter bereut - mit Tränen. Dieser starke Mann weinte bitterlich. Und dann war er unter den ersten Auferstehungszeugen. Und nach der Apostelgeschichte des Lukas der erste Prediger des Evangeliums in Jerusalem am Pfingstfest. Und der erste Leiter der ersten Gemeinde, der Urgemeinde in Jerusalem. Später hat er dann Jerusalem verlassen und ist Missionar geworden, auch das merkwürdig verdrängt im Gedächtnis der Kirche. So kam er nach Antiochia, einer der bedeutendsten Städte im Römischen Reich. Aber seine Spur verläuft sich. Wir wissen nur, dass er als Märtyrer in Rom gestorben und begraben worden ist auf dem Friedhof nahe dem Zirkus des Nero, wo jetzt die gewaltige Peterskirche steht. Und in ihrer Kuppel in großen goldenen Buchstaben: „Du bist der Fels, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen.“ Er hat nichts Schriftliches hinterlassen. Die Briefe, die unter seinem Namen im Neuen Testament stehen, hat nach allem, was wir erkennen können, ein Schüler geschrieben, wir haben nur die Nachrichten im Evangelium und in der Apostelgeschichte und zwei, drei kleine kurze Erwähnungen in den Briefen des Apostels Paulus. Das ist der eine von den beiden.

Nun der andere: Paulus, ursprünglich Saulus, geboren in Tarsus in Kilikien, im Bereich der heutigen Türkei. Das war eine Stadt, in der viele Griechen, aber auch Juden eine Rolle spielten. Er war der Sohn eines vermutlich angesehenen Vaters, der das römische Bürgerrecht erwerben konnte, hoch gebildet, ein Schriftgelehrter, der ein ausgezeichnetes Griechisch sprach. Wie er selbst sagt, ein Eiferer für die jüdischen Überlieferungen und deshalb ein Feind, ein Verfolger der Christen, vielleicht über Jahre. Jesus, auf seinen Wegen durch Galiläa und dann durch Judäa und Jerusalem, ist er nie begegnet. Und dann doch, in Damaskus, von dem Gekreuzigten und Auferstandenen, zu Gott Erhöhten, ergriffen und überwältigt worden. „Ich habe den Herrn gesehen“, schreibt er kurz zusammenfassend, was Lukas in seiner Apostelgeschichte dramatisch erzählt. Eine ganz andersartige erste Begegnung mit Jesus, aber nicht weniger folgenschwer als die erste Begegnung des Petrus mit Jesus. Paulus weiß sich von Anfang an von Gott berufen „durch eine Offenbarung Jesu Christi, seines Sohnes,“ wie er das nennt. Berufen, das Evangelium unter die Heiden, unter die anderen Völker zu bringen. Unabhängig von menschlicher Beratung und Beauftragung, wie er im Brief an die Galater betont: „Ich besprach mich nicht erst mit Fleisch und Blut, ich ging auch nicht hinauf nach Jerusalem zu denen, die vor mir Apostel waren.“ Er ging als Missionar nach Arabien, das mag das Gebiet des heutigen Jordanien sein. Und kommt dann wieder nach Damaskus, wo er seine erste Begegnung mit dem Auferstandenen hatte. Später ist er dann unermüdlich unterwegs in Syrien, in Zypern, in Kleinasien und noch später - nach dem Traum, an den Sie sich wahrscheinlich erinnern: „Komm herüber und hilf uns!“ - in griechischen Städten: Thessaloniki, Philippi, Athen und Korinth. Ein Gemeindegründer. Und noch aus der Ferne ein Gemeindeleiter. Immer wieder bedrängt und gefährdet. Und immer wieder in heftigen Auseinandersetzungen. Ein leidenschaftlicher, streitbarer und umstrittener Theologe, wie seine Briefe zeigen. Beim Überbringen der Kollekte für die Urgemeinde

in Jerusalem wird er verhaftet. Und weil er sich als römischer Bürger auf den Kaiser berufen kann, als Gefangener nach Rom gebracht. Und hat vielleicht dort vom Gefängnis aus noch missionarisch wirken können. Jedenfalls ist er - wie Petrus - in Rom als Märtyrer gestorben und vor den Mauern der Stadt begraben worden. Über seinem Grab steht eine ähnlich große und gewaltige Kirche wie die alte Peterskirche: St. Paul vor den Mauern.

Ich weiß nicht, ob es der kurze Bericht deutlich machen konnte: Es gibt manches Gemeinsame zwischen diesen beiden auf ihren verschiedenen Lebenswegen. Aber es gibt mehr Unterschiedliches, ja Gegensätzliches. Und man hat das dann im Lauf der Geschichte auch noch typisiert und instrumentalisiert. Der eine wurde als konservativ dargestellt, der andere als progressiv. Vielleicht sollte man besser sagen, der eine war mehr auf Integration bedacht, der andere scheute sich nicht vor Polarisierungen. Der eine war mehr ein Vermittler, der andere auch als Christ ein Eiferer. Der eine ein schlichter Christ, was Gelehrsamkeit und Bildung nicht ausschließt, der andere ein gelehrter, kluger, scharfsinniger Theologe. Zwei sehr verschiedene Menschen. Ich denke, wir sollten nicht zu schnell Partei ergreifen. Wir sollten lieber auf die Begegnungen dieser beiden achten und daraus zu lernen versuchen. Vielleicht geht es ja gar nicht um ein Entweder-oder: entweder Petrus oder Paulus, sondern um ein Sowohl-als-auch. Vielleicht ergänzen sich die beiden ja und sind gar keine Alternativen.

Dreimal mindestens sind die beiden einander begegnet, in großen Zeitabständen. Ich weiß nicht, ob Sie es aus der Lesung im Galaterbrief in Erinnerung haben: Ein erstes Mal besucht Paulus den, der vor ihm Apostel war, in Jerusalem, aber erst drei Jahre nach seiner eigenen Berufung zum Apostel: „Danach, drei Jahre später, kam ich hinauf nach Jerusalem, um Kephas kennen zu lernen.“ Kephas heißt auf aramäisch dasselbe wie Petros auf Griechisch, also: Fels. „Und blieb 15 Tage bei ihm.“ Was gäbe ich dafür, wenn wir über diese 15 Tage etwas wüssten!

Wie die beiden einander begegnet sind. Wie sie miteinander umgegangen sind. Worüber sie gesprochen haben. Wo sie sich verständigt und wo sie sich nicht verständigt haben. Wo sie eins geworden sind und wo sie zwei verschiedene geblieben sind. Und wie es dabei zugegangen ist zwischen ihnen. Ruhig, freundlich oder eher strittig. Wir wissen es leider nicht. Dadurch hat die Phantasie viel Spielraum.

Vom zweiten Besuch, von der zweiten Begegnung hören wir etwas mehr. Nachdem Paulus weite Wege gewandert ist durch Syrien, Zypern und Kleinasien, auch durch Galatien - 14 Jahre lang. Ich glaube, auch das haben wir nicht genau im Sinn, wie lange Paulus und Petrus je auf ihre Weise als Apostel tätig waren - mühsam, angestrengt, vielleicht gelegentlich erschöpft und verzweifelt, und doch unbeirrbar. 14 Jahre lang. Dann zieht Paulus, nicht allein, sondern mit Barnabas und seinem Schüler Titus nach Jerusalem. Offenbar braucht er so etwas wie Anerkennung und Bestätigung von denen, „die das Ansehen haben“, wie er schreibt. Und die „Säulen“ der Kirche genannt werden. Denken Sie an so kräftige Pfeiler, wie hier in Ihrer Kirche. Paulus betont: Ich bin „aufgrund einer Offenbarung“ nach Jerusalem gezogen. Nicht etwa vorgeladen, sondern freiwillig und von Gott dazu in Bewegung gesetzt. „Ich besprach mich mit ihnen über das Evangelium, das ich predige unter den Heiden, besonders aber mit denen, die das Ansehen hatten, damit ich nicht etwa vergeblich liefere oder gelaufen wäre.“ Er betont, dass es in diesen Gesprächen keine Auflagen, keine Forderungen und Zugeständnisse gab. Es ging um die Frage, wieweit die Christen, die ursprünglich Heiden gewesen waren, das jüdische Gesetz halten müssen. Paulus war der Überzeugung, dass sie es nicht halten müssen. „Weil wir nicht durch Werke des Gesetzes, sondern durch den Glauben an Jesus Christus gerecht werden.“ Ärgerlich schreibt er von „falschen Brüdern, die sich eingeschlichen haben, um unsere Freiheit auszukundschaften, die wir in Christus Jesus haben, und uns zu knechten.“ Und weiter: „Denen wichen wir nicht eine Stunde und unterwarfen uns ihnen nicht,

damit die Wahrheit des Evangeliums bei euch bestehen bliebe.“ Hier kann man sich schon einiges vorstellen. Wir wissen: Theologen streiten oft und gern, und manchmal sehr gründlich und heftig. Offenbar war das schon am Beginn der Kirchengeschichte so. Aber am Ende stand damals eine Vereinbarung: Ich, Paulus, mit den Meinen, gehe zu den Heiden in Kleinasien und in Europa. Und Ihr, Jakobus, Petrus und Johannes, geht zu den Juden in Jerusalem, in Judäa oder wo sie sich sonst noch aufhalten. Sie hielten sich ja rund um das Mittelmeer auf. Es gibt nur ein Zeichen der Zusammengehörigkeit, der Solidarität und der Loyalität, nämlich die Kollekte. Und Paulus betont, dass er sich „eifrig“ um sie bemüht habe. In allen seinen Gemeinden hat er gesammelt für die Urgemeinde in Jerusalem. Als Zeichen dafür, dass die verschiedenen Christen, die Christen aus den Heiden und die Christen aus den Juden, eine Kirche bilden. Bei der zweiten Begegnung also Auseinandersetzungen, aber auch eine Vereinbarung.

Offenbar war diese Vereinbarung jedoch nicht ausreichend, nicht tragfähig genug. Das zeigt eine dritte Begegnung. Darüber erfahren wir leider wieder sehr wenig. Beide, Petrus und Paulus, die so verschiedenen Apostel sind in Antiochia. Das war damals eine der bedeutendsten Städte im Römischen Reich. Paulus ist zunächst da, dann kommt auch Petrus. Er geht auch in die Häuser derer, die als Heiden Christen geworden waren, und isst mit diesen Brüdern und Schwestern. Gemeinsames Essen und Trinken ist ein Zeichen der Gemeinschaft, eines der tiefsten bis heute. Dann kommen andere aus Jerusalem von Jakobus, der nun dort die Gemeinde leitet, und widersprechen der Großzügigkeit im Umgang mit anders geprägten Christen. Und Petrus geht nicht mehr in die Häuser der Heidenchristen. Auch Barnabas, der Mitarbeiter des Paulus, und andere lassen sich dadurch anstecken. Und die Gemeinde in Antiochien zerbricht in zwei Teile, sozusagen in zwei Konfessionen. Nun geht es Paulus ums Ganze. Er stellt Petrus und weist ihn öffentlich zurecht. Ich muss das wörtlich vorlesen: „Als ich sah, dass sie nicht richtig handel-

ten nach der Wahrheit des Evangeliums, sprach ich zu Kephas öffentlich vor allen: Wenn du, der du ein Jude bist, heidnisch lebst und nicht jüdisch, warum zwingst du dann die Heiden, jüdisch zu leben? Wir sind von Geburt Juden und nicht Sünder aus den Heiden. Doch weil wir wissen, dass der Mensch nicht durch Werke des Gesetzes gerecht wird, sondern durch den Glauben an Jesus Christus, sind auch wir zum Glauben an Christus Jesus gekommen, damit wir gerecht werden durch den Glauben an Christus und nicht durch Werke des Gesetzes. Denn durch Werke des Gesetzes wird kein Mensch gerecht.“ Theologenstreit, wie noch heute. Ich denke an die Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre. Wie schwer ist sie zustande gekommen! Und wie schwer ist es, sie ans Ziel zu bringen! Ich kenne kein Bild vom Streit zwischen Petrus und Paulus. Schon in der alten Kirche wurde er verharmlost, weil es peinlich war. Zwei Apostel, die beiden größten Apostel im Streit, womöglich unversöhnt auseinander laufend! Und dann nebeneinander, vielleicht sogar gegeneinander arbeitend! Wir tun uns schwer, uns das vorzustellen. Und doch wäre es realistisch.

Ist also die Ikone von der brüderlich-freundschaftlichen Umarmung der beiden eine Illusion, eine Vorspiegelung falscher Tatsachen? Ich bin überzeugt, dass es nicht so ist. Diese Ikone ist ein Bild der Hoffnung, das sich wenigstens annäherungsweise verwirklicht hat - nicht erst durch den gemeinsamen Tod der beiden als Märtyrer. Ich kann es mir nicht anders vorstellen, als dass sich diese beiden früher oder später, alt und grau und doch auch ein bisschen weise geworden, miteinander versöhnt haben. Ich halte mich dabei an das Ende des Römerbriefs (14/15), wo es auch wieder Streit gibt. Streit um Speise- und Feiertagsgebote, also um die Auslegung des jüdischen Gesetzes in der Gemeinde in Rom. Aufgrund seiner Überzeugung von der Rechtfertigung allein aus Glauben schreibt Paulus: „Streitet nicht über Meinungen ... Ein jeder sei in seiner Meinung gewiss.“ Wir sollten das aufmerksam hören, in unsere heutigen Streitigkeiten hinein. Diese Mahnung ist vielleicht nicht immer

angebracht, aber vermutlich öfter, als wir denken. Ebenso diese folgenden: „Lasst uns nicht mehr einer den anderen richten. Lasst uns dem nachstreben, was zum Frieden dient und zur Erbauung untereinander.“ Und dann der dringende Wunsch, der strenger sein könnte, als er klingt: „Der Gott der Geduld und des Trostes gebe euch, dass ihr einträchtig gesinnt seid untereinander, Christus Jesus gemäß, damit ihr einmütig, mit einem Munde Gott lobt, den Vater unseres Herrn Jesus Christus.“ Und darauf bezogen die schlichte und klare Anweisung: „Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Lob.“

Das ist die Art der Begegnung von Verschiedenen, die uns Paulus empfiehlt, nahe legt und auferlegt. Ich halte das, was er schreibt, für eine nach wie vor aktuelle, lebenswichtige und lebensnotwendige Anweisung. In einer Welt, die immer wieder auf Unterschiede und Gegensätze verfällt, ich könnte auch sagen: hereinfällt. Und in Unterschiede und Gegensätze zerfällt, also auseinander fällt. Und dann nicht nur mit Worten streitet, sondern auch mit Waffengewalt kämpft. Vergessen wir nicht, dass es auch in Deutschland nur 300 Jahre her ist, dass hier in Paderborn wie anderswo evangelische und katholische Christen aufeinander eingeschlagen haben und einander erschlagen haben. Aus Glaubensgründen! Die Begegnung zwischen Petrus und Paulus stellt uns in allem Ernst vor die Frage, ob wir uns als Christen in dieser Hinsicht von der Welt, in der wir leben, wenigstens ein Stück weit abheben und ein Vorbild abgeben können für das, was man „versöhnte Verschiedenheit“ genannt hat. Oder ob wir die vorhandenen Unterschiede und Gegensätze immer wieder und immer weiter vermehren, verstärken und verschärfen müssen. Eine spannende, wahrhaftig die Anspannung aller Kräfte lohnende Frage! Wir haben in dem zu Ende gehenden Jahrhundert, vor allem in seiner zweiten Hälfte, Gott sei Dank, mancherlei gute Erfahrungen sammeln können im Miteinander der Nationen, auch im Miteinander der christlichen Konfessionen, ansatzweise sogar im Miteinander der verschiedenen Religionen. Aber es gibt immer noch zu viele böse

und schlechte Erfahrungen, an deren Aufarbeitung und Überwindung noch viel zu tun ist. Zu viele unversöhnte Auseinandersetzungen im persönlichen Leben, im beruflichen Leben, im kirchlichen Leben und im politischen Leben, denen wir ausgesetzt sind und an denen wir gewollt oder ungewollt Anteil haben. Denken wir nur an die vielschichtigen Konflikte im ehemaligen Jugoslawien, an denen die Kirchen und die Religionen beteiligt sind.

Prägen wir es uns also tief ein, dies schöne Bild von der versöhnlichen Umarmung zwischen Petrus und Paulus, diesen beiden so verschiedenen Aposteln, die im Alter einander viel zu erzählen haben, weil sie so vieles verschieden erlebt und verschieden verstanden haben. Die miteinander streiten mussten und streiten konnten, aber sich auch versöhnen konnten und versöhnen wollten. Prägen wir uns dieses Bild so tief ein wie nur möglich, damit es unser persönliches, berufliches, kirchliches und politisches Leben beeinflusst, vielleicht sogar bestimmt. So ist wohl auch der evangelische Beitrag zur 1200-Jahrfeier des katholischen Bistums Paderborn gemeint: die Ausstellung „Korrespondenzen“, die nach diesem Gottesdienst eröffnet werden soll, und die ihr zugeordnete Predigtreihe „Begegnungen“.

„Der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus.“ Amen.

Rainer Dinger

Jakobs Kampf mit Gott

1. Mose 32, 23-32

Liebe Gemeinde,

den schlaun Jakob könnte ich mir in etwas anderer Aufmachung gut in unserer Zeit vorstellen. Er würde in unsere Gesellschaft passen. Schon als junger Mann hat er zielbewusst die Weichen für eine glänzende Zukunft gestellt. Um den Preis eines Arbeitsessens lüchelt er dem Bruder das Anrecht auf das Erbe ab. Ein paar elegante Tricks verschaffen ihm den väterlichen Segen als Antrieb für weiteren Fortschritt und kontinuierliches Wachstum. Dann entzieht er sich weiteren Verpflichtungen erst einmal durch die Flucht ins benachbarte Ausland. Mit der richtigen Nase für den Ort, an dem sich Investitionen lohnen, und unter geschicktem Einsatz verwandtschaftlicher Beziehungen lässt er sich bei seinem Onkel in Mesopotamien nieder. Dort macht er sich rasch nützlich und beinahe unentbehrlich. Er verdient sehr gut. Er findet Frauen, die ihm gefallen, und eine Frau, die er sehr liebt. Er gründet eine große Familie. Ansehen und Reichtum wachsen von Tag zu Tag. Man kann sich vorstellen, wie solch ein tüchtiger, erfolgreicher, kluger Mann von vielen bewundert und heimlich auch beneidet wird. Der schlaue Jakob spürt das. Er denkt jetzt öfters an früher, an zu Hause. Er sehnt sich nach der Heimat. „Sicher, die Eltern dürften jetzt tot sein“ denkt er. Aber der Bruder, der sich so oft übertölpeln ließ, der gutmütige Esau, er dürfte noch leben. Und mit ihm noch einige Mägde, Knechte, Freunde von damals. Vertraute Menschen, die Sprache der Mutter, der Glaube des Vaters, die Orte, die Landschaft, wo all das noch lebendig ist. Heimat eben. Danach sehnt er sich. Dahin will er zurück. Also beschließt er,

sich auf den Weg zu machen. Wiederum heimlich, schnell und nachts. Keiner soll ihn zurückhalten. Nichts will er da lassen. Nicht die Frauen, die Kinder, das Gesinde. Und auch nichts von all dem Besitz an Kame-len, Eseln, Kühen, Schafen, Ziegen, Zelten, Ausrüstung. Ein sagenhaft reich gewordener Mann sucht sein Zuhause. Viele Wochen ist er unter-wegs. Aber je mehr er sich der Heimat nähert, um so stärker wird auch die Erinnerung. Die Schatten der Vergangenheit tauchen wieder auf. Furcht stellt sich ein vor dem Morgen, an dem er dem Bruder begegnen wird. Am Abend vor seiner Ankunft ist der schlaue Jakob - fast - ratlos. Er zweigt einen größeren Teil der Herde als Geschenk für den Bruder ab. Er teilt die restliche Herde, um bei einem möglichen Überfall we-nigstens eine Hälfte zu behalten. Er tut, was er kann. Und er betet zu Gott:

„Ich habe Angst.
Mir ist bange.
Ich fürchte mich vor meinem Bruder.
Wenn die alte Wut hochkommt,
könnte er mich schlagen oder erschlagen.
Dazu meine Frau und meine Kinder.“

Noch in derselben Nacht bringt Jakob die Familie, die Tiere, seinen ganzen Besitz an einer flachen Stelle über den Fluss. Jetzt ist es nicht mehr weit bis nach Hause. In der Nacht bleibt er allein zurück. Mit ein-em Mal ist da ein anderer. Jakob kämpft mit ihm. Die beiden ringen miteinander. Die ganze Nacht hindurch. Als es zu dämmern beginnt, merkt Jakob, dass er den anderen nicht besiegen kann. Aber auch der andere spürt, dass Jakob sich immer noch kräftig wehrt. Da erhält Jakob einen Schlag auf die Hüfte. Das Gelenk verrenkt sich.

Der andere verlangt: „Lass mich los jetzt - es wird schon hell!“
Jakob entgegnet: „Nur, wenn du mich segnest!“
Der andere fragt: „Wie heißt du?“
„Jakob!“

„Du sollst nicht mehr Jakob heißen. Du heißt jetzt: Kämpfer Gottes - Israel! Denn du hast mit Gott und mit Menschen gekämpft. Und du hast gewonnen.“

Da fragt Jakob: „Und wie heißt du?“

Der andere erwidert: „Warum fragst du?“ Und er segnet ihn an Ort und Stelle.

Da nennt Jakob die Stelle Pniel - Gottes Angesicht. „Denn hier“, sagt er, „bin ich Gott begegnet - von Angesicht zu Angesicht. Hier wurde mein Leben gerettet.“ Als Jakob von Pniel fortgeht, geht ihm die Sonne auf. Und er hinkt an seiner Hüfte.

Liebe Gemeinde, in dieser Geschichte geht es um eine *Begegnung*. Eine Begegnung geradezu beispielhafter Art. An ihr kann man geradezu ablesen, was eine echte Begegnung ist. Zunächst einmal ist sicher wichtig, dass Jakob *kurz davor ist, nach Hause zu kommen*. Sein halbes Leben lang war er auf der Flucht gewesen. In seinem Leben hatte es sich so ergeben, dass er immer jemand aus dem Weg gehen musste: dem Bruder, dem Vater, dem Onkel. Wer weiß, wem sonst noch alles? Oder können wir positiv sagen, wie es die klugen Menschen heute vielleicht lieber hören: Jakob war auf der Suche? Auf der Suche nach einem, der ihn wirklich verstehen, der ihm verzeihen konnte? Auf der Suche nach einem Ort, an dem er sich festmachen, wo er einkehren, Zuflucht, Geborgenheit finden konnte? Auf der Suche nach bleibenden Werten, auf der Suche nach Sinn? Jedenfalls, in dem Moment, als Jakob die Flucht oder die Suche aufgibt, als er schon all seine Lebensgefährtinnen und -gefährten mit all seiner Habe über den Fluss geführt hat, da steht er vor der entscheidenden Begegnung seines Lebens.

Doch sachte. *Zunächst bleibt er allein zurück*. Diese kleine und fast nebensächliche Notiz in unserer Geschichte scheint mir höchst bemerkenswert. War es vielleicht damals wie heute so, dass Menschen Begegnungen vermeiden oder verhindern, weil sie nicht allein sein können? An diesem letzten Feriensontag blicken viele von uns auf einen Urlaub

zurück, auf den sie sich lange gefreut haben. Aber ist da vielleicht irgendetwas verkehrt, wenn sich das halbe Land auf übervollen Straßen auf übervolle Strände oder Berge zubewegt, in übervollen Quartieren übernachtet, isst, trinkt und vielleicht nie so richtig zur Ruhe kommt? Ist es vielleicht so, dass viele von uns ganz weit weg fahren, um dem Alltag zu entfliehen; aber dort, wo sie hingelangen, kaum anderen und anderem begegnen als hier das ganze Jahr über? Und liegt das vielleicht auch daran, dass zu Hause wie am Urlaubsort kaum noch einer allein sein will und kann? Nun ist niemandem von uns dauerhafte Einsamkeit zu wünschen oder zu empfehlen, Einsamkeit als Ziel oder als Selbstzweck. Aber gelegentlich, vorübergehend, auf Zeit allein zu sein, kann jedem von uns gut tun. Schon deshalb, damit wir auch einmal uns selbst begegnen, unsere eigenen Ängste und Hoffnungen, Leiden und Freuden wahrnehmen; dabei ist es wohl in den seltensten Fällen spaßig, sich selbst aushalten zu müssen; aber es ist auf Dauer nicht gut für uns, uns selber aus dem Weg zu gehen. Für Jakob war das offenbar so etwas wie eine Voraussetzung, nicht gerade Vorbedingung, aber Voraussetzung für die entscheidende Begegnung seines Lebens, dass er allein zurück blieb.

Und nun kommt noch eine Kleinigkeit, eine für Jakob und vielleicht auch für uns entscheidende Kleinigkeit hinzu. Jakob ist nicht bloß allein - einfach so, wie einer, der sich erschöpft hinlegt und für sich einschläft. *Jakob stellt sich auch.* Er stellt sich dem, was da in der Einsamkeit auf ihn zukommt. Vielleicht ist es auch eher so, dass er gestellt wird von dem Unbekannten, der ihn anfällt. Jedenfalls steht Jakob. Ohne solches selber Stehen, solches Selbständigsein, gibt es keine Begegnung. Wer immer nur wegläuft, wer sich immer nur versteckt, wer sich nicht zeigt und dann zu sich steht, ja: so und so bin ich, der kann keinem anderen begegnen. Indem Jakob, der schlaue Jakob, der sich bisher allem entwunden hat, was ihm gefährlich werden könnte, indem er endlich da steht, erfährt er eine Begegnung, die sein Leben verändert.

Offenheit für das Neue ist ein weiteres Kennzeichen der echten Begegnung. Wenn sich zwei selbständige Personen begegnen, steht nicht von vornherein fest, was dabei herauskommt. Die zwei werden im Verlauf der Begegnung so aufeinander einwirken, dass Ungeplantes, Unvorhergesehenes geschieht. Das macht die Begegnung spannend und riskant. Für Jakob geht es in der Begegnung am Jabbok mit einem Mal um das Ganze. Er weiß noch gar nicht, mit wem er kämpft. Aber er merkt, dass er sich diesem Kampf nicht entziehen kann. Er entwickelt Kräfte, von denen er bisher vermutlich selbst nichts wusste. Er ist sogar in der Lage, einen schmerzlichen Schlag zu verkraften, der ihn von nun an hinken lässt. Übrigens ist am Bilde dieses Ringkampfes auch abzulesen, dass die sich nahe kommenden Partner einer echten Begegnung sich nicht immer nur zärtlich berühren, wie uns die sentimentalen Romane und auch eine gewisse erbauliche religiöse Literatur weismachen wollen. Es geht nicht immer nur sanft und zärtlich zu, wenn sich Menschen begegnen. Und auch da, wo sich Menschen auf geistigem oder künstlerischem Gebiet begegnen, können durchaus die Fetzen fliegen und Gegensätze ausgefochten werden. Umgekehrt kann man fragen, ob wirklich eine echte Begegnung stattfindet, wo sich Personen nur wechselseitig ihre Ansichten bestätigen. Wenn dann anschließend Fotos von ewig lächelnden Personen veröffentlicht werden, die sich wieder einmal zum Gipfeltreffen versammelt haben, darf man vermuten, dass gar keine richtige Begegnung stattfand.

In der echten Begegnung lernen sich die Gegenüber gerade in ihrer Verschiedenheit und manchmal Gegensätzlichkeit achten und verstehen. Ausdruck des neu gewonnenen Verständnisses kann es sein, wenn sie sich gegenseitig neu anreden - vom „Sie“ zum „du“ übergehen - beim vertrauten Vornamen anreden, sich gar einen Kosenamen geben, oder einen Ehrentnamen, wie in unserer Geschichte. Der schlaue Jakob soll von nun an „Israel“ heißen - „Gotteskämpfer“. Da ist es heraus: Jakob hat mit Gott gekämpft. Er ist Gott begegnet - und er hat den Kampf

überlebt, wenn er auch hinkend herauskommt. Aber die Sonne geht nun für ihn auf - wie der alte Bibeltext betont. Ein neuer Morgen ist gekommen. Jakobs Leben kann neu anfangen. Er ist wie neu geboren.

Da verwundert es nicht mehr, wenn in den folgenden Abschnitten des ersten Mosebuches erzählt wird, wie Jakob nun *seinem Bruder begegnet*, sich mit ihm versöhnt und Vergebung empfängt. Wer Gott begegnet ist, der findet Wege zum anderen. Der wird sich nicht mehr damit zufrieden geben, in der Masse oder Gruppe mehr oder weniger anonym nebeneinander her zu laufen oder beieinander zu hocken. Der Begegnung mit Gott folgt im Leben eines Menschen ganz von selbst die Begegnung mit dem Bruder oder der Schwester, mit Menschen, denen wir gerade zu Nächsten werden.

Eingangs sagte ich, dass ich mir den schlaun Jakob in etwas anderer Aufmachung gut in unserer Zeit vorstellen könnte. Gilt das auch für den Jakob - Israel, für den Gotteskämpfer, für den, der Gott begegnet ist und standgehalten hat? Anders gesagt - gibt es das heute noch - Begegnung mit Gott? Allgemein für uns alle kann ich das nicht beantworten, liebe Gemeinde. Als die biblischen Geschichten noch von den großen Malern und Bildhauern dargestellt wurden, haben sich manche von ihnen in dem eigenen Kunstwerk mit abgebildet - so als wollten sie sagen: seht, hier bin ich - mittendrin im Geschehen! Heute kommen biblische oder religiöse Motive in der Kunst kaum noch direkt vor. Begegnen die Künstler keinem Engel, keinem Gott, keinem ganz anderen Wesen mehr? Ein oberflächlicher Blick über die in dieser Kirche ausgestellten Kunstwerke von Madeleine Dietz und die zugeordneten Negationen wie „kein Brunnen“, „kein Schrein“, „kein Fenster zum Himmel“ könnte die negative Sicht bestätigen: nein, so etwas wie eine Begegnung mit Gott lässt sich heute nicht mehr darstellen, weil es so etwas heute nicht mehr gibt. - Andererseits laden die hier installierten Werke zur neuen Erfahrung unseres alten Kirchenraumes ein. Der Stufenweg zum Beispiel lenkt unseren Blick zum Altar, dahin, wo der Kerzenschein auf die Bi-

bel fällt, das geschriebene Wort Gottes. Unsere jüdischen und christlichen Vorfahren haben darin für uns überliefert, wie Gott ihnen begegnet ist. Blicken wir dorthin, schauen wir nach Osten, dahin, wo die Sonne aufgeht. - Sollte sie nicht auch für uns aufgehen? - Heute so wie einst für Jakob? Und wenn wir die Kirche nach diesem Gottesdienst verlassen, wie sehr auch immer im Glauben hinkend, wie sehr auch immer als hinkende Christen hinaus gehend in diese vor uns liegende Woche, tun wir es nicht als die Gesegneten des Herrn - so wie einst Jakob?

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus, unserem Herrn. Amen.

Stufenweg. Erdschüttung, 1999

Ohne Moses? Ohne Gott?

2. Mose 32

Eine spannende Geschichte erzählt uns die Bibel im 2. Moses, Kap. 32.

Kein begabter, phantasiereicher Romanschreiber hätte sie überzeugender und fesselnder ausdenken können. Es ist eine Erzählung, die sich uns auf vielen Ebenen des Gemüts und des Verstandes enthüllt. Sowohl das Kind in der Religionsschulklasse wie auch der in der Wissenschaft der Psychologie geschulte Erwachsene können sie gleichermaßen interessant finden.

Es ist kaum drei Monate her, seitdem die Kinder Israel auf die wunderbarste Weise aus der ägyptischen Sklaverei und Unterdrückung erlöst wurden. Mit starker Hand und ausgestrecktem Arm hatte sie Gott von ihrem jahrhundertealten Joch befreit. Seitdem hatten sich die unglaublichen Ereignisse überstürzt. Am Schilfmeer konnten sie der Übermacht der sie verfolgenden Ägypter sicher entrinnen. In der trockenen, unwirtlichen Wüste wurden sie mit süßem Manna und klarem Wasser ernährt. Auch erinnert man sich noch lebhaft daran, wie vor kurzer Zeit ein wahrer Regen von Wachteln über dem Lager niederging und die Wüstenwanderer Fleisch bis zum Überfluss zu essen hatten. Erst vor wenigen Wochen hatten sie am Fuße des Berges Sinai die Zehn Gebote offenbart erhalten. In ihren Gliedern steckt noch der heilige Schreck und der Schauer, wenn sie an die Donner und Blitze, an das Schweigen und die Stille vor der mächtigen Verkündung zurückdenken.

Nun aber scheint alles zerronnen zu sein. Gerade die überwältigenden Erfahrungen jener Wochen seit dem Auszug aus der Knechtschaft ma-

chen die Verlassenheit von heute so unerträglich. Seit fast 6 Wochen ist Moses, der große Führer, Ratgeber und Fürsprecher spurlos verschwunden. Ja, man weiß, er ist auf den Berg gestiegen, um mit Gott zu sprechen. Doch kein sterblicher Mensch kann solch eine lange Zeit auf einem kahlen Berge überleben. (Ist es nicht auch unsere Erfahrung, verehrte Hörer, dass selbst die größten Wunder uns nicht an Wunder glauben machen?) Auf jeden Fall, die Kinder Israel der damaligen Zeit schienen damit ihre ernstesten Schwierigkeiten zu haben. Nun, von Moses gibt es keinerlei Lebenszeichen. Man ist führerlos inmitten der erbarmungslosen, unwirtlichen Wildnis. Aron und Chur, eingesetzt die Dinge in Abwesenheit Moses zu leiten, überzeugen nicht, sind kein Ersatz für die Sicherheit und das Vertrauen, welche Moses ihnen gibt. Was aber noch schlimmer erscheint: Mit der Abwesenheit Moses dünkt es den Kindern Israel, als sei auch die Gegenwart Gottes nicht mehr unter ihnen zu spüren. Wo verbleibt Moses, wo ist Gott? Sie lechzen nach einem Halt, nach einem beruhigenden Zeichen, nach Versicherungen, dass sie nicht verlassen sind.

Keiner weiß, woher die Forderung zuerst kam, wer als Erster nach einem Abbild Gottes gerufen hatte. Vielleicht war es einer der vielen nicht-israelitischen Mitläufer am Rande des Lagers, oder entstammte der Gedanke aus einem der Stämme Israels? Auf jeden Fall, wie Wildfeuer verbreitet sich im Volk der Schrei: „Wir wollen Gott in unserer Mitte, wir wollen ihn sehen!“ Was soll Aron nun unternehmen? Er zaudert, versucht Zeit zu gewinnen, zu taktieren. Je länger er eine Entscheidung verzögern kann, desto größer die Chance, dass Moses doch zurückkehrt. Er verlangt von der Masse ihr Gold, Silber, Edelsteine. Unglaublich, aber sie bringen sie in rauen Mengen. Er kann es nicht weiter vertagen, dem Volk etwas zu bieten. Die Menschen sind in einer hässlichen Stimmung. Geballte, rohe Gewalt brodelt gefährlich unter der Oberfläche, droht in Blutvergießen auszubrechen. Aron macht aus den Schätzen ein goldenes Kalb. Es soll kein Götze sein. Nein, das bestimmt

nicht! Und so ruft er ihnen zu: „Dies ist dein Gott, Israel, der dich aus Ägypten geführt hat“. Ein Götze sollte es nicht werden, nur ein Abbild Gottes. Dumpf hallt in Arons Gewissen das Echo der Stimme am Sinai: „Du sollst dir kein Bildnis machen...“

Mittlerweile ist Moses auf dem Berg, die Tafeln mit den zehn Geboten, eingraviert durch den Finger Gottes, in seinen Armen. Man sagt, alles was sich aus den Satzungen Gottes noch entwickeln würde, wurde ihm dort gezeigt. Da reißt ihn die Stimme Gottes aus seinen Gedanken: „Geh, steige hinab, das Volk, das du aus Ägypten herausgeführt hast, frevelt, schnell ist es von dem Wege abgewichen, den ich ihnen geboten habe“. Moses springt auf, eilt den Berg hinab. Es gilt sein Volk zu retten. Mahnen muss er sie, selbst strafen, aber vor allem gilt es sein Volk zu retten von den Folgen ihrer Kleingläubigkeit. Er stellt sich zwischen den Zorn Gottes und die Kinder Israel, plädiert für sie, bietet sein Leben für das ihre. Je mehr es Moses gelingt, Gott zu beschwichtigen, desto heißer lodert der Zorn in seiner eigenen Brust. Als er das Volk um das Kalb tanzen sieht, zerschmettert er die Tafeln auf dem Boden. Schnell ist die Ordnung im Lager wieder hergestellt, das goldene Kalb zu Puder gerieben, in das Wasser der Menschen gemischt, ihnen zum Trunk gegeben. Wenige Tausende müssen sterben ob ihres Frevels, aber das Volk als Ganzes überlebt, wird zurückgenommen in die Gnade und Vergebung Gottes.

In der Seele Moses ist noch keine Ruhe. Wohl mag er sich selbst für das Geschehene verantwortlich fühlen. Warum hatte er sie so lange verlassen, weshalb hatte er nicht bedacht, wie sehr die Menschen noch auf seine Gegenwart angewiesen sind? Was ist er für ein Hirte, der seine Herde so wenig versteht, ihre Schwächen so wenig berücksichtigt? Wohl konnte man sagen, das Volk sei geprüft worden und habe versagt: war es aber nicht näher der Wahrheit er, Moses, habe versagt, weil er sie im Stich gelassen hat? Nur Gott kann ihn aus seiner Verzweiflung erlösen, ihm die Gewissheit wiedergeben, seine Rolle als Führer der

Kinder Israels weiterzuführen. Er ruft Gott an, ihn wissen zu lassen, dass Er mit ihm und dem Volk ist, mit ihnen ziehen wird. Und die Herrlichkeit Gottes wurde Moses offenbart und er hörte die Stimme rufen:

„Der Herr, der Herr - ein barmherziger und gnädiger Gott, langmütig und reich an Huld und Treue“.

Und die Geschichte geht weiter. Auch heute wird ein neues Kapitel in ihr geschrieben.

Josef und seine Brüder

1. Mose 44 und 45

Liebe Gemeinde!

Begegnungen – unter diesem Motto stehen die Gottesdienste, zu denen in Erinnerung an das Treffen von Karl d.Gr. und Papst Leo III. vor 1200 Jahren hierher in die Abdinghofkirche eingeladen wird. *Begegnungen* – ist das eigentlich ein Thema für eine Predigt, die doch am biblischen Zeugnis und nicht am Lauf der Weltgeschichte orientiert ist? *Biblische Begegnungen*, Erzählungen vom Zusammentreffen von Menschen gibt es in großer Fülle im Alten und Neuen Testament. Doch haben diese Texte, die oft von ganz alltäglichen Begegnungen berichten, eine Botschaft an uns?

Was war das für eine Begegnung, liebe Gemeinde, von der wir da eben hörten - die Begegnung von Josef und seinen Brüdern? Das war ja kein spektakuläres, weltgeschichtlich bedeutsames Zusammentreffen wie das zwischen König und Papst, kein Bericht von einer politischen Haupt- und Staatsaktion - im Gegenteil: diese Begegnung geschah unter Ausschluss der Öffentlichkeit in der *Intimität einer Familie*. Von einem Zusammentreffen von Geschwistern, eines Bruders mit seinen Brüdern wurde da erzählt. Während die historischen Wirkungen jener Begegnung des Jahres 799 n.Chr. hier in Paderborn im Verlauf der Geschichte deutlich erkennbar waren und in der Kaiserkrönung Karls d.Gr. im Jahre 800 in Rom und im neuen Verhältnis von weltlicher und geistlicher Macht ihren Ausdruck fanden, so werden wir nach weltgeschichtlich bedeutsamen Wirkungen jener biblischen Familienbegegnung von Josef und seinen Brüdern vergeblich suchen. Ja diese Geschichte erhebt nicht

einmal den Anspruch, Historie zu berichten; sie ist Erzählung, eine Novelle, ein Meisterwerk biblischer Erzählkunst, aufgeschrieben zu keinem anderen Zweck als dem der religiösen Erbauung und Belehrung. Was geht uns diese Familien - Begegnungsgeschichte aus dem Alten Testament heute noch an?

Nein, Weltgeschichte hat die Begegnung zwischen Josef und seinen Brüdern nicht gemacht. Aber sie hat vielleicht doch die Welt mehr verändert als alle Staatsaktionen und politischen Spitzengespräche von Karl und Leo angefangen bis heute es je vermochten. Das zeigt auch die Wirkungsgeschichte, die die Erzählung von Josef und seinen Brüdern in Theologie und Kunst, in Literatur und Musik gefunden hat - ein Beispiel davon halten Sie mit Rembrandts Feder- und Tuschzeichnung aus dem Jahre 1642 in Händen.

Was für eine Begegnung, liebe Gemeinde, die Rembrandt uns hier vor Augen führt! Wie immer bei diesem großen Künstler bestimmen Licht und Schatten, Dunkel und Helligkeit die Aussage dieses Bildes. Da ist einer ganz im Licht: Gleißend hell fällt es auf ihn durch das große Fenster, das unsichtbar hinter dem Thronstuhl den Raum erleuchtet. Brokat und Samt des Baldachins, das erhöhte Podest, auf dem der Thron steht, das helle Licht, das die Szene erleuchtet, das alles macht die Erscheinung dieses Mannes fast zur Epiphanie einer überweltlichen Lichtgestalt. Keine Frage: der Mann, der da auf der Bühne steht, ist ein *Mann der Macht*. In seiner prächtigen orientalischen Kleidung mit dem Turban, der Feder auf dem Kopf, dem weiten Umhang, den Gürteln und Schnallen, dem reichen Schmuck seiner Kleidung hat ihn Rembrandt als einen der Großen dieser Welt gekennzeichnet: ein Fürst und Herrscher steht da vor uns. Also doch ein König wie Karl, der sich seinen Untertanen präsentiert, ein geistlicher Fürst wie Leo, dem die Gemeinde huldigt?

Oder doch nicht? Was geschieht zwischen den so unterschiedlich gestellten Menschen auf diesem Bild, die äußerlich gesehen Macht und Ohnmacht vertreten? Schauen wir genau hin: Wohin fällt das Licht? Es bescheint nicht den Mann, der da im Lichte steht. Vielmehr scheint es gleichsam durch ihn hindurch: Es fällt auf die Menschen am Fuße des Podestes. Diese Gruppe von elf eher ärmlich gekleideten Gestalten, die da vor dem Mächtigen kniet - an ihren Hüten und Stäben sind sie als Hirten erkennbar - sie steht noch im Dunkel. Doch das Licht, das auf sie fällt, macht ihre Gesichter hell. Andere Hirten, die Hirten an der Krippe, hat Rembrandt ähnlich vom Licht der Weihnacht erleuchtet gemalt wie hier die Brüder Josefs.

Erschrecken, Fassungslosigkeit, Nichtbegreifenkönnen - das alles spiegelt sich in diesen Gesichtern und den vor Erstaunen weit aufgerissenen

Augen. Ihre Körperhaltung drückt Unterwerfung, Demütigung aus vor dem, der da unter dem Baldachin und vor dem Thron ihnen begegnet. So - genauso werfen sie sich nieder, wie es ihnen einst im Traum ihres Bruders verkündet ward, wo elf goldene Garben sich neigten vor der einen, die des Bruders war, und elf Sterne samt Sonne und Mond niederknieten vor ihm. Ein schrecklicher Traum, ein hochmütiger Josefs Traum, demütigend und erniedrigend für die Brüder, weil er von Herrschaft und Unterwerfung sprach. Doch eben dieser Traum war nun Wirklichkeit geworden in dieser Szene! Und das, obwohl die Brüder mit allen Mitteln seine Verwirklichung zu verhindern versucht hatten, indem sie den Träumer ausschalten, ihn töten wollten, ihn in den tiefen Brunnen warfen, damit dieser Alptraum niemals Wirklichkeit würde. Schließlich hatten sie ihn aus der Grube gezogen und ihn fremden Sklavenhändlern um zwanzig Silberlinge verkauft, damit der Bruder als Sklave in Ägypten zugrunde gehen sollte, der verhasste Junker Hochmut, der sich so viel einbildete auf den bunten Rock, den der Vater ihm geschenkt hat. Diesen bunten Rock tauchten sie in eines geschlachteten Tieres Blut und überbrachten ihn, ihre böse Tat für immer verbergend, zum Zeichen seines Todes dem tief gebeugten Vater. Und nun war dennoch genau das geschehen, was sie hatten verhindern wollen: die elf Brüder bückten sich im Staube wie die Garben und die Sterne vor diesem hohen ägyptischen Herrn, der niemand anders als ihr Bruder war.

Was war es, was sie jetzt erwartete, in dem Moment, wo das Unvorstellbare Wirklichkeit geworden war: der Bruder lebt!?! „*Ich bin's! Ich bin Josef, den ihr nach Ägypten verkauft habt!*“ Das Wort war gefallen, das Schreckenswort, das Offenbarungswort: *Ich bin's!* Aber dies Wort war kein Wort des Hasses, der Rache, mit der der verkaufte und totgeglaubte Bruder sie nun zur Rechenschaft zog für ihre alte Untat. Es war ein *Wort der Liebe und der Versöhnung*, des hellen, warmen Lichtes, das sie erleuchtete. So hat Rembrandt es gemalt mit dieser ergreifenden Geste Josefs: seine Rechte, die an sein Herz fasst, seine Linke zum Zeug-

nis wie zum Schwur erhoben: *Ich bin's! Lebt mein Vater noch?* So lauteten Josefs erste Worte - fürwahr kein Wort der Macht und des Herrschaftsanspruches, der Rache oder der Vergeltung, sondern der Liebe, der Anteilnahme und der Vergebung.

Und noch vor allen Worten standen die *Tränen*: Josef weinte laut, so laut, dass es selbst die vor die Tür verbannten Ägypter vernahmen. Liebe Gemeinde, in keiner biblischen Geschichte wird so oft und so tief erschüttert geweint wie in der Josefsgeschichte - mehr als siebenmal geschieht das! Josef schämt sich seiner Tränen nicht. Doch warum weint Josef? Es ist nicht die Rührung, die ihn übermannt, als er seine Brüder vor sich sieht. Schon zweimal zuvor war er ihnen - von ihnen unerkannt - begegnet. Eben zuvor hatte er ein letztes Mal die Brüder auf die Probe gestellt, hatte ihnen das gezahlte Geld und zuletzt seinen kostbaren Becher in den Sack gelegt, um sie einer Schuld zu bezichtigen, die sie nicht begangen hatten. Eben hatte er Benjamin, in dessen Sack der Becher gefunden wurde und der auf Rembrandts Bild zu seinen Füßen kniet, verurteilt zu jenem Sklavenschicksal, das die Brüder einst ihm zugedacht hatten. Und dann war das geschehen, was man nur als die entscheidende Wende dieses so persönlich-privaten und doch weltbewegenden Begegnungsgeschehens bezeichnen kann: Juda, der Bruder, hatte in einer leidenschaftlichen Rede vordergründig vom Leiden des alten Vaters gesprochen, von seinem sicheren Tod, wenn ihm Benjamin nicht zurückgegeben würde. In Wahrheit aber hatte seine Rede nur ein Thema: Sie erzählte noch einmal die Geschichte der alten Schuld der Brüder an Josef, den sie getötet und in die Grube geworfen, verraten und verkauft hatten. *Gott hat unsere Schuld ans Licht gebracht* - bekennt Juda. *Darum werden wir jetzt hinsichtlich des Diebstahlvorwurfs gewiss zu Unrecht, dennoch zu Recht bestraft.* Und dann hatte er stellvertretend für den jüngsten Bruder sein Leben in die Waagschale geworfen: *„Nimm mich als Sklave an seiner statt, ich trete für ihn ein mit meinem Leben, meiner Schuld, damit er freikomme und unser Vater lebe!“*

Das, liebe Gemeinde, solches Handeln der stellvertretenden Übernahme fremden Leids, wie es hier zum ersten Mal in der Bibel als ein Vorschein des Christusgeschehens berichtet wird, ist das vollkommene Gegenbild zum Tun der Brüder damals am Brunnen, als sie den anderen Bruder, der des Vaters Liebling war, umbrachten: Jetzt stehen sie ein für Jakobs Augapfel, jetzt geschieht das Eingeständnis alter Schuld; Reue und Umkehr sind Wirklichkeit geworden! Weil die Brüder endlich zu ihrer Geschichte, zu ihrem Versagen stehen, weil Schuld ausgesprochen und bekannt wurde und also Vergebung und Neuanfang geschehen kann - darum, liebe Gemeinde, weint Josef laut. Sein Weinen ist nicht das Weinen der Rührung, sondern das bitterliche Weinen des Petrus, der Erkenntnis der Schuld; denn in dieser bösen Geschichte des Unheils hat auch er, der Erhöhte, seinen Platz: Sein Hochmut, seine Eitelkeit, seine Selbstüberhebung über seine Brüder hatte unheilvoll den Kreislauf von Gewalt und Tod in Gang gesetzt.

So bleibt in der Solidarität der Schuld nichts mehr vom Herrschaftsanspruch, vom Gebrauch der Macht des einen, der im Licht steht, über die anderen im Dunkel. Da ist nichts von Vergeltung, von Rache für alten Hass. Da steht vielmehr Josefs erschütterndes Bekenntnis, dass Gott diese böse Sache voll Neid, Hochmut und Intrigen, bei der keiner ohne Sünde war, dennoch *in seine Hand genommen hat*, um sie zum Guten zu wenden, ja mehr noch: zur Rettung für viele. *Nahrung* hatte Gott auf diese Weise gegeben in dürrer Zeit, *Brot für die Welt*, die Macht, die dem hochmütigen Bruder aus unverdienter Gnade geschenkt wurde im Ägyptenland - *Gott* hat sie ihm anvertraut, ihn in den Dienst genommen für großes Rettungswerk, veranstaltet zum Überleben für viele Menschen. Rettung war geschehen in notvoller Zeit nicht nur für Jakobs Familie, sondern für ganz Ägypten und Kanaan, ja für die ganze Menschheit. Das war Gottes Plan gewesen - und mitten hindurch durch diese dunkle Familiengeschichte voll Streit und Bruderhass hatte Gott durch des Einen tiefen Fall in die Todesgrube und seine wunderbare Errettung

und Erhöhung aus dem Tode großen Segen geschaffen, Menschen gerettet und am Leben erhalten.

Das, liebe Gemeinde, ist die Kernaussage unserer biblischen Begegnungsgeschichte: So privat, so familiär, so wenig welthistorisch bedeutsam und öffentlich sie sich auch immer darstellt: Sie redet von nichts Geringerem als von der Rettung der Welt und der Menschen; und sie sagt *mehr* über den Sinn der Geschichte in all ihren Dunkelheiten, Irrtümern und Verfehlungen als jedes Geschichtsbuch. Vor allem sagt sie *mehr* über den Sinn von Macht, über die Verantwortung der Mächtigen, der Politiker und Kirchenführer, von der ihnen anvertrauten Aufgabe als alle Begegnungsgeschichten großer Leute, von denen unsere Medien täglich berichten.

Dass Macht missbraucht werden kann, dass sie korrumpiert wird durch Ehrgeiz und Ichsucht, das erfahren wir täglich aus den Zeitungen von Milosevic bis Sadam Hussein. Ja auch der große Karl, bei aller Würdigung seiner historischen Leistung bei der Verbreitung des Christentums, war ein solcher Machtmensch, bei dem der Anspruch der Bekehrung der heidnischen Sachsen allzu oft in Brutalität und Blutvergießen entartete, nicht anders als bei Leo, dessen taktische Winkelzüge zuerst der Erhaltung seiner gefährdeten Macht als Pontifex maximus von Rom dienten und die Begegnung dieser beiden Männer vor 1200 Jahren hier in dieser Stadt im Ringen um die Macht bestimmten.

Wie anders gestaltet sich da unsere biblische Begegnung des begnadigten, zu hoher Verantwortung erhobenen Sünders Josef mit seinen schuldbelasteten Brüdern, die vor ihm im Staube liegen! Seine ihm geschenkte *Macht wird zum Dienst* an seinen Brüdern und an der ganzen Welt! Das Licht, in dem er stehen darf, es scheint nicht für ihn allein: Es leuchtet zuerst für die, die im Dunkel sind.

Das also, liebe Gemeinde, ist nach biblischem Zeugnis wahre Begegnung, das ist unser Auftrag, wenn wir unserm Menschenbruder, unserer

Schwester gegenübertreten, wo immer uns Macht oder Einflussmöglichkeiten gegeben sind zur Gestaltung der Welt: Nicht zum Aufrechnen alter Schuld sind wir bestimmt, sondern zur Versöhnung; nicht zur Herrschaft über unsere Geschwister, sondern zum Dienst an unsern Nächsten und zum Teilen der Güter dieser Erde, dass jeder satt werde.

Thomas Mann, der während des Krieges im Exil seinen großen Josefsroman vollendete, hat im Blick auf den schrecklichen Missbrauch von Macht in Nazideutschland seinem Josef die biblisch inspirierten, doch deutlich politisch akzentuierten Worte in den Mund gelegt: „*Unter Gottes Schutz musste ich euch zum Bösen reizen in schreiender Unreife, und Gott hat's freilich zum Guten gefügt, dass ich viel Volk ernährte, und so noch etwas zur Reife kam. Und nun soll ich Pharaos Macht, nur weil sie mein ist, brauchen, um mich zu rächen an euch für drei Tage Brunnenzucht, und wieder böse machen, was Gott gut gemacht hat? Dass ich nicht lache! Denn ein Mann, der die Macht braucht, nur weil er sie hat, gegen Recht und Verstand, der ist zum Lachen. Ist er's aber heute noch nicht, so soll er's in Zukunft sein, und wir halten's mit dieser!*“

Liebe Gemeinde! Von dieser Hoffnung auf die Zukunft Gottes lebt die christliche Gemeinde. Weil Gott uns Macht und Möglichkeiten reichlich gibt, Gutes zu wirken, sind wir zum Protest und Aufstand gegen allen Missbrauch der Macht zum Bösen und zu eigenem Vorteil aufgerufen bis heute. Da mag die Welt noch so finster sein und vieles, was uns bedrückt, dieser Hoffnung entgegenstehen: Wer von dieser Zukunft weiß und von dieser Hoffnung lebt, für den hat alles Böse in dieser Welt, hat selbst der Tod seine letzte Bedrohlichkeit verloren. Der weiß diese Welt in Gottes Hand.

„*Es wird regiert!*“ - soll der alte Karl Barth in seinem letzten Telefongespräch zu einem Freund gesagt haben. Und er meinte damit gewiss nicht die Regierung der Mächtigen dieser Welt, sondern erinnerte an

Gottes Hand, die zuletzt alle Geschichte auch in ihren Dunkelheiten leitet. Und weil das so ist und Gott das Leben will und nicht den Tod, soll alle Macht, die uns Menschen zur Gestaltung dieser Welt gegeben und anvertraut ist in Kirche und Welt einzig diesem Auftrag dienen, den Josef als weiser Minister und Ernährer für eine ganze Welt erfüllen durfte.

Was für eine Begegnung also von Josef und seinen Brüdern: Jenseits aller Historie und dem, was uns in der Weltgeschichte bis heute bewegt, wirft diese *biblische Begegnung* ein neues Licht, ein Licht der Hoffnung und der Zuversicht auf diese unsere im Argen liegende Welt. Ob Karl oder Leo, ob Clinton oder Jelzin, ob Natogipfel oder Weltkirchenkonferenz - alle Begegnungen, so wichtig sie sind, führen doch zu nichts, wenn sie nicht Maß nehmen an dieser Urbegegnung des Bruders mit seinen Brüdern, einer Begegnung der Vergebung und der verantwortlichen Übernahme von Macht als Dienst am Menschen.

Und wenn wir dann fragen: Schaffen wir das wirklich? Wie können solche Begegnungen nach biblischem Muster und Urbild wirklich gelingen bei so viel Versagen, Schwachheit und Schuld unter uns?, dann sagt unsere biblische Begegnungsgeschichte dazu: Ja, solche Begegnungen sind möglich, sie können gelingen. Josefs Begegnung mit seinen Brüdern gelang ja auch nicht etwa, weil Josef ein Glaubensheld oder ein Heiliger war - ganz im Gegenteil. Bei seiner letzten Begegnung mit seinen Brüdern nach des Vaters Tod hat es Josef zusammenfassend so bekannt: *Ich sollte euch vergeben? Wer bin ich denn? Stehe ich denn an Gottes statt?* Ja, Josef hat seine Lektion gelernt: Er weiß, dass allein Gottes Vergebung seine Brüder und ihn in Stand gesetzt hat, das eigene Versagen einzugestehen und so in der Kraft der Vergebung Gottes neu zu beginnen. So wird deutlich, was unsere menschlichen Begegnungen, wo immer sie sich ereignen, wirklich trägt und hält und was uns Hoffnung gibt: Wir leben als gerechtfertigte Sünder, von Gott angenommen und geliebt. Weil uns vergeben wurde, können wir einander vergebend

begegnen wie Josef seinen Brüdern und darauf vertrauen, dass Gott durch all die Dunkelheiten der Geschichte und auch unseres persönlichen Lebens, durch all das Böse, das wir immer wieder wirken und das in dieser Welt so reichlich regiert, am Ende seinen Plan zum Guten durchsetzen wird. Was wir böse machten, er kann es, er wird es zum Guten wenden! Das ist kein Freibrief für Laisser-faire oder gar für ethisch-moralische Bedenkenlosigkeit - im Gegenteil: unser Tun darf an Gottes Handeln an uns Maß nehmen, sich von ihm den Weg zeigen, sich einweisen lassen in die Perspektive Gottes zum Guten und zum Segen für die Welt.

Am Ende ist das dann mit unserm Leben und mit der Geschichte der Menschheit, liebe Gemeinde, wie bei einem schönen Teppich, dessen Rückseite von der Mühe der Knüpfer kündigt und uns wirr und wenig ansprechend erscheint. Wie die Vorderseite aussehen wird, das hat noch keiner gesehen; das glauben wir erst auf Hoffnung. Doch schon jetzt und hier sind wir eingeladen, in dieser Gewissheit zu leben, dass der Teppich herrlich und schön wird, und aus dieser Perspektive des Vertrauens heraus unsere Fäden zu knüpfen, verantwortlich zu handeln in Kirche und Welt, in der alltäglichen Begegnung mit unsern Mitmenschen und in unsern Taten und Entscheidungen.

Ein letzter Blick, liebe Gemeinde, auf unser Bild: Woher kommt das Licht? Woher kommt uns Hoffnung und Zukunft? Rembrandts Bild, das so meisterhaft mit Licht und Schatten operiert, gibt auf seine Weise die Antwort darauf. Nein, das Licht geht nicht von Josef aus. Josef steht zwar im Licht, doch nicht er ist die Quelle des Lichts; er ist nur erleuchtet und erhellt, bestrahlt und beschienen von einer anderen Sonne, die nicht sichtbar, aber um so wirkungsvoller die Nacht erhellt und Versöhnung möglich macht. Und so kommt alles darauf an, dass auch wir, die wir wie Josef in diesem Lichte stehen, nicht sind wie der Mond, der vor vier Tagen die Sonne total verfinsterte, die doch hell und leuchtend am Himmel stand, sondern wie auf Rembrandts Bild transparent und durch-

scheinend sind für Gottes Versöhnungshandeln und sein Licht, damit in der Begegnung mit anderen Menschen das Licht der Liebe Gottes nicht verdunkelt wird, das uns alle erleuchten und leiten soll.

Wenn das geschieht, solche Transparenz, die das Licht der Güte Gottes durch uns hindurchscheinen lässt, dann brauchen wir uns nicht mehr zu sorgen um die Zukunft der Welt. Steht es doch nicht in unserer Macht, diese Welt zu retten, zu versöhnen, Frieden zu schaffen zwischen Menschen und Völkern. Das ist zuletzt Gottes Sache allein, der durch uns hindurch als seine Werkzeuge handeln will in dieser Welt. Niemand von uns, er sei noch so wichtig und hoch gestellt, steht an Gottes statt. Herr und Richter der Weltgeschichte ist Gott allein - so hat es Josef erkannt. Das aber ist nun eben keine Drohung, keine Einschüchterung, weil Gott sich am Ende doch die Vergeltung für alles Böse vorbehält: Es ist eine Verheißung, eine Zusage und ein großer Trost. Denn Gott hat ja längst entschieden, hat gesprochen, hat gehandelt. Seine gnädige Zuwendung zu dieser Welt und zu seinen Menschen, die er liebt, ist längst am Tage und wirksam mitten in dieser unserer dunklen Menschheitsgeschichte: Dafür steht Josefs Geschichte mit seinen Brüdern, das bezeugt in letzter Deutlichkeit Leben und Weg Jesu, in dem Gott selbst sich stellvertretend dem Bösen in den Weg gestellt hat. *Ihr gedachtet es böse zu machen, Gott aber hat es gut gemacht* - das ist die letzte Wahrheit der Bibel, zuletzt besiegelt in Jesus Christus.

Und weil das so ist, endet die *Begegnung von Josef und seinen Brüdern*, über die wir heute Morgen nachdenken durften, nicht mit großen Worten oder steilen theologischen Sätzen. Sie endet vielmehr mit einer Geste unendlicher Liebe und Zärtlichkeit: Weinen und Umarmen, Küssen, Streicheln und tröstende Gebärden stehen am Ende dieser größten Begegnungsgeschichte der Bibel. In solch schlichten Zeichen wird deutlich, was das Größte ist, was Gott uns schenken will: gelingende Gemeinschaft, Liebe, Nähe und ein einander Zugewandtsein, das den Nächsten nicht übersieht und den Fernsten nicht vergisst. Das ist unser

Auftrag, das ist das Ziel unseres Lebens - in dieser Perspektive lohnt es sich zu leben. Amen.

Stufenweg. Detail

Mose und Pharao

2. Mose 7, 1-13; 12, 29-33

Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus. Amen.

Liebe Gemeinde,

Wer nicht hören will, muss fühlen. Das ist die Logik der Eskalation, der langsamen Steigerung von Gewalt. Der Gegner soll gezwungen werden, auch wenn er nicht will. Nach dieser Logik werden Kriege geführt. Es werden Brücken, Verkehrswege und versehentlich auch manchmal vollbesetzte Fernzüge und Krankenhäuser bombardiert. Nach dieser Logik werden immer wieder Ehekriege und Nachbarschaftskonflikte ausgetragen. Wer nicht hören will, muss fühlen. Wenn der Dampf verraucht ist und der Sieg errungen, kann es schnell zur Ernüchterung kommen. Gut und böse sind doch nicht so leicht auseinanderzuhalten. Die Gewalt bleibt, auch wenn jetzt vielleicht die Seiten vertauscht sind. Wir haben uns getäuscht, es ist gar nicht zu Ende. Es geht wieder von vorn los. Ein tödlicher Kreislauf.

Wer nicht hören will, muss fühlen. Am Anfang steht der Auftrag Gottes an Mose: „Du sollst alles reden, was ich dir gebieten werde ..., und die Ägypter sollen innwerden, dass ich der Herr bin, wenn ich meine Hand über Ägypten ausstrecken und die Israeliten aus ihrer Mitte wegführen werde.“ Am Schluss steht der Aufbruch des Volkes Gottes aus Gefangenschaft und Fronarbeit in Ägypten, erkauf mit dem Massensterben unter der ägyptischen Bevölkerung und allem, was hier lebendig ist: „Und die Ägypter drängten das Volk und trieben es eilends aus dem

Lande, denn sie sprachen: wir sind alle des Todes.“ - Ist jetzt alles in Ordnung? Die Lehrer in den jüdischen Lehrhäusern, die gelehrten Rabbinen, die die Heiligen Schriften für ihre in alle Welt verstreuten Landsleute auslegen, haben ihre Zweifel. Sie erzählen, dass die Lobengel Gottes angesichts der Befreiung Israels, aber auch angesichts des Massakers an der ägyptischen Bevölkerung einen Jubelgesang im Himmel angestimmt hätten. Der Heilige, gelobt sei sein Name, habe ihnen geantwortet: Was tut Ihr? Gedenkt auch meiner Ägypter!

Zwischen dem Auftrag an Mose und dem Aufbruch des Volkes Israel in der Blutnacht, Stufe um Stufe gesteigert, die Logik der Eskalation. Es ist ein eigenartiger Kampf. Wenn Mose seinen Stab hebt, wird das Wasser des Nils blutig und tödlich. Frösche sind überall und selbst unter den Bettlaken der ägyptischen hohen Herren. Und Hagel zerschlägt alles, was draußen lebt - nur nicht im Lande Gosen, wo die jüdische Arbeitsbevölkerung in Ägypten ihr Zuhause hat.

Es handelt sich hier um etwas, was wir heute Zauberei oder schwarze Magie nennen würden - und was damit immer den Beigeschmack des Unwirklichen oder des Altertümlichen oder sogar des Bösen bekommt. Wer so denkt, sollte sich klarmachen, dass er an der Sichtweise des biblischen Textes vorbeiredet. Hier wird mit diesen Dingen gerechnet. Sie gehören zur Macht des Lebens, mit der Gott seine Schöpfung ausgestattet hat. Sie können zum Guten und zum Schlechten gebraucht werden, zur Rettung und Befreiung oder zur Zerstörung von Leben. Auch die ägyptischen Weisen am Hofe des Pharao können sich ihrer bedienen, haben allerdings einen geringeren Zugang zu dieser Macht als Mose.

Das blutige Nilwasser, die Frösche, Stechmücken und Heuschrecken, der vernichtende Hagel, das Dahinsterben der zuerst Geborenen - „vom ersten Sohn des Pharao an, der auf seinem Thron saß, bis zum ersten Sohn des Gefangenen im Gefängnis und alle Erstgeburt des Viehs“. Man kann das alles als Zauberei und Magie abtun und sagen: das hat

mit dem Lebensgefühl der modernen, aufgeklärten, rational denkenden Menschen nichts zu tun. Stimmt das? Es könnte ja sein, dass man sich das Unheimliche und Bedrohliche dieser Szene nicht zu nahe kommen lassen will. Das ist verständlich. Aber es geht nicht. Schon deshalb, weil das Lebensgefühl moderner Menschen gar nicht so rational und vernünftig ist. In diesen Tagen gehen viele Tausende - und nicht nur junge - Leute ins Kino und sehen sich die „Episode 1“ des „Krieges der Sterne“ an. „Die Macht sei mit dir“: der Segenswunsch der Jedi-Ritter, die die gute Lebensmacht mit besonderer Intensität spüren und gebrauchen können - und die Katastrophe, die beim Missbrauch dieser selben Macht zum Bösen erwächst. All dies trifft offenbar das Lebensgefühl von zahllosen jungen Leuten, die ansonsten aufgeklärt und modern genug sind, das Internet oder ein Motorrad zu bedienen. Es geht um die Frage, ob Lebensmacht zum Guten gebraucht wird und zum Segen wird, oder ob sie missbraucht wird und zur lebenszerstörenden Katastrophe gerät. Und es geht um die Verbindung von Lebensmacht und Gewalt. Nicht nur in der Auseinandersetzung zwischen Mose und dem Pharao in ferner Zeit, nicht nur in der Kino-Phantasie in einer fernen Galaxie, sondern hier und heute. Die Phantasie, mit der guten Gewalt die böse Gewalt überwinden zu können, setzt immer wieder Heere von WissenschaftlerInnen und ganze Militärmaschinen in Gang. Wir können sicher damit rechnen, dass der Krieg, der vor wenigen Wochen zu Ende gegangen ist, nicht der letzte ist, der in dieser Phantasie geführt wird. - Und der Heilige, gelobt sei sein Name, hat seinen begeisterten Lobengeln geantwortet: Was tut ihr? Gedenkt auch meiner Ägypter!

Wer nicht hören will, muss fühlen. Was mir selbst am meisten unter die Haut geht an der Auseinandersetzung zwischen Mose und Pharao, ist dieses Übermaß an Gewalt. Kein Lob der Gewaltfreiheit in diesem Bibeltext. Es ist eine gewalttätige Geschichte, von beiden Seiten. Sie beginnt damit, dass der ägyptische Pharao - ein Herrscher mit der Macht eines Gottes - einen unmenschlichen Befehl gibt: alle erstgeborenen

Kinder der jüdischen Arbeitsbevölkerung sollen umgebracht werden! Sie werden zu viele. Sie könnten der Vorherrschaft der Einheimischen bedrohlich werden. Rassistischer Völkermord mit dem Ziel, die eigene Herrschaft zu sichern: der Pharao ist ein Typ Herrscher, der die Ängste und Gewaltbereitschaft der Leute für die eigene Herrschaft gebrauchen kann; das gibt es bis heute und nicht nur auf dem Balkan. „Ethnische Säuberung“ nennt man so etwas und vertuscht dabei, dass es sich um etwas Dreckiges handelt: um rassistische Vertreibung und Mord. Wären die mutigen und listigen Frauen nicht gewesen: die ägyptischen Hebammen, die den Befehl einfach nicht ausführen, und die ägyptische Prinzessin, die den kleinen jüdischen Jungen aus dem Schilfkästchen im Nil aufzieht - dann wäre auch Mose umgekommen. Die Gewaltgeschichte geht weiter. Mose erschlägt einen ägyptischen Aufseher, der einen seiner Landsleute misshandelt, und muss fliehen. Und die Plagen, die er im Auftrag Gottes dem Pharao androht und die zum Tode zahlloser Ägypter, zur Zerstörung zahlloser Liebesbeziehungen und Lebensträume führen werden: sie sind keine Alternative zur Gewalt, sie sind selbst Gewalt. Aber: ohne das alles wäre das Volk Israel nicht aus Ägypten freigekommen. Kein Feuerschein und Wolke, kein Meer, das grüne Welle hat. Ohne diese Gewalttat am Anfang wäre die Geschichte des Volkes Israel gleich zu Beginn zu Ende gewesen, und die Bibel wäre vielleicht nicht geschrieben worden.

Der religiöse Führer des Volkes Gottes gebraucht im Auftrag Gottes die Lebensmacht, die Gott gegeben hat, um Gewalt auszuüben und Tod und Verderben zu bringen, um schließlich auf diesem Wege das Volk Gottes aus der Knechtschaft herauszuführen. Das ist das Anstößige an dieser biblischen Erzählung. Wie können wir sie verstehen?

In der langen Geschichte des Volkes Gottes prallen immer wieder religiöse und politische Macht zusammen. Und die Erinnerung an die Begegnung zwischen Mose und Pharao wird immer wieder wichtig genommen. Paderborn ist in diesem Jahr Schauplatz eines Großereignis-

ses: Tausende Menschen strömen in die Stadt, um die Karolinger-Ausstellung zu sehen. 1200 Jahre ist es her, dass sich der fränkische König und der Papst hier getroffen haben. Die Situation war damals aufregend genug. Ohne Hilfe des Frankenkönigs hätte der römische Bischof einen Anschlag auf Leib und Leben wahrscheinlich nicht überstanden. Umgekehrt wird er wenige Monate nach dem Treffen in Paderborn Karl zum Kaiser machen. Das Bündnis zwischen weltlicher und kirchlicher Herrschaft wird durch die Zeiten rissig sein und zerfallen; in der Paderborner Begegnung scheint es besiegelt. Die BesucherInnen der Karolinger-Ausstellung finden eine Nachricht gleich im Eingangsbereich der Ausstellung: König Karl gratuliert dem römischen Bischof Jahre vor der Begegnung in Paderborn zur Papstwürde. Er sagt gleich ohne Umschweife, wie er sich das Verhältnis zwischen staatlicher und kirchlicher Macht denkt: „Du bist wie Mose, der die Arme hochhält, während die Soldaten kämpfen.“ Schwer zu sagen, wo der spätere Kaiser das gelesen hat. Genauer gesagt: sich hat vorlesen lassen; selber lesen konnte er ja nicht. Aus unserem Bibeltext jedenfalls nicht: die Truppen des Pharaos werden im Schilfmeer unter den erhobenen Händen des Mose nicht kämpfen, sondern jämmerlich ertrinken. Der biblische Text sperrt sich dagegen, zur Rechtfertigung politischer Herrschaft missbraucht zu werden. Das müssen sich alle hinter die Ohren schreiben, die im Namen Gottes Kreuzzüge führen werden: gegen Juden und Muslime, gegen Menschen anderen Glaubens und mit anderen Lebensweisen.

Der biblische Text sperrt sich dagegen, die eigene Lebensweise, die eigene Nationalität, die eigene politische Herrschaft im Namen Gottes zu rechtfertigen. Es hat sogar den Anschein, als wolle unser Predigttext genau das verhindern. Immer von neuem wird zusammengetragen, was dagegen spricht: die jüdischen Kinder überleben, weil ägyptische Frauen, also *Frauen aus der feindlichen Volksgruppe*, einen unmenschlichen Befehl verweigern. Mose kann als Kind nur deshalb aufwachsen, weil sich die Tochter des Pharaos, ein Mitglied der *feindlichen Herrschaftsfa-*

milie also, seiner annimmt. Gott zeigt sich Mose im brennenden Dornbusch, er gibt sich als der zu erkennen, der mit seinen Menschen sein will, als Mose gerade *im Ausland* ist, eine Frau geheiratet hat, die selber *nicht zum Gottesvolk* gehört. Keine Glorifizierung des Gottesvolkes, keine religiöse Rechtfertigung der eigenen Nation, ganz im Gegenteil. Und Mose selbst wird auch nicht gerade als eine Machtgestalt vorgeführt. Er versucht, Gottes Auftrag auszuweichen. Er behauptet, er könne nicht reden, habe eine schwere Zunge und eine unbeholfene Sprechweise. Immer wieder bringt er dieses Lamento vor, bis es Gott zu bunt wird und er ihm einen weiteren Helfer zur Seite stellt: Aaron, der zwar Gottes Auftrag nicht selbst hören kann, aber immerhin in der Lage ist, zu reden. Das sind keine überwältigenden Menschen, ganz im Gegenteil. Und auch der schlimmste Feind wird nicht verteufelt: Gott selbst ist es, so wird berichtet, der das Herz des Pharao verstockt, sodass der Pharao seine Zusagen immer wieder bricht, bis zum bitteren Ende für seine ägyptischen Landsleute und zum Schritt in die Freiheit für das Volk Israel.

Der biblische Text wird so erzählt, dass er der Auslegung der jüdischen Rabbinen Recht gibt. Er zeigt, wie Gott immer wieder auch bei den anderen, bei den Fremden, bei den Feinden da ist. Er zeigt einen Weg, sich in die Gegner einzufühlen. Und trotzdem kommt es zum Ausbruch und zur grenzenlosen Eskalation der Gewalt. Was bleibt, ist die Erzählung der jüdischen Lehrer von dem Gott, der den Begeisterungstaumel über sein machtvolles Handeln zur Rettung seines Volkes nicht hören mag. „Gedenkt auch meiner Ägypter!“ Gedenkt auch der serbischen Leute, die im Bombenhagel umgekommen sind und jetzt ihr Land in Trümmern sehen. Versucht, die Perspektive der Leute einzunehmen, die euch fremd sind. Wir haben davon auch in unserem Lande genug. Die jüdischen Ausleger erzählen von einem Gott, der um seine Menschen trauert. Und die neutestamentlichen Texte erzählen davon, dass Gottes Liebe so weit geht, dass er in dem geschundenen Menschen aus Naza-

reth am Kreuz da ist. Hier hat Gott ein für alle Mal sein Gesicht gezeigt. Er will nach diesem Tod am Kreuz keine weiteren Opfer mehr sehen, endgültig.

Eins muss noch gesagt werden. Christenmenschen würden heute - als Gemeindemitglieder, als PfarrerInnen, als Mitglieder der Kirchenleitung - unseren Predigttext dann sicher missverstehen, wenn sie sich vor allem die Passage zu Herzen nehmen, in der Mose behauptet, er könne nicht reden. Wenn sie immer dann eine schwere Zunge bekommen und anfangen zu nuscheln, wenn es darum geht, ein klares Wort gegen politische oder wirtschaftliche Mächte zu sagen, die heute die Menschen bedrücken. Es geht kein Weg darum herum: die Aufgabe des Volkes Gottes ist es, Gottes Verheißung und Auftrag zu hören und anzunehmen: seine Menschen aus der Knechtschaft zu befreien. Die Pharaonen heute haben andere Namen. Sie sitzen nicht nur auf Regierungsbänken. Sie bestimmen beispielsweise auch darüber, ob Arbeitsplätze abgebaut oder AsylbewerberInnen abgeschoben werden. Kein Grund, dagegen nur undeutlich und mit schwerfälliger Zunge zu sprechen! Möglicherweise sind diese Leute ja auch nur verstockt. Jedenfalls sollen wir Gottes Verheißung ausrichten, seine Menschen zu befreien. Wir können uns darauf verlassen, dass Gott mit seiner Macht da ist. Nur Mut! Mose hat es schließlich auch geschafft, ganz gegen seine niederschmetternde Selbsteinschätzung, aber in der Kraft Gottes.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Fürbittengebet

Lasst uns im Frieden den Herrn anrufen, um seinen Frieden, dass wir Frieden schaffen unter der Menschen und Frieden finden für uns selbst. Um seine Barmherzigkeit, die täglich neu ist und ohne Ende, dass auch wir miteinander Erbarmen haben. Um die Macht Seiner Gnade, die al-

len Menschen gilt, dass sie uns Gottlose ändert. Lasst uns zum Herrn rufen: Herr, erbarme dich.

Wir denken heute besonders an die Opfer des Erdbebens in der Türkei. Sei du mit denen, die verschüttet sind und immer noch auf Rettung hoffen. Sei mit den Helfern und Rettungsmannschaften. Steh denen bei, die um ihre Liebsten trauern müssen. Wir bitten dich: Herr, erbarme dich.

Wir bitten dich für unsere Kirche und unsere Gemeinden, dass wir nicht für uns selber da sind, sondern deine Verheißung weitersagen und in ihrer Kraft leben: die Gefangenen zu befreien und den Entrechteten Gerechtigkeit zu verschaffen; für die Menschen, die in Wirtschaft und Politik Verantwortung tragen, dass sie nicht verstockt sind, dass sie sich nicht von Macht und Sachzwängen verblenden lassen, sondern sich für die Menschen einsetzen. Wir bitten dich: Herr, erbarme dich.

Wir bitten dich für die Älteren unter uns und für die Kranken, die von der Betriebsamkeit ihres Lebens Abschied nehmen müssen, dass sie ihr Leben gern leben und Menschen finden, die ihnen beistehen. Wir bitten dich für die Trauernden: sei du ihr Trost;

für die Kinder und Jugendlichen, dass sie ihr Leben nicht als aussichtslos ansehen, dass sie für sich selbst eine Lebensperspektive finden und daran mitarbeiten, dass der Mensch dem Menschen ein Helfer ist. Wir bitten dich: Herr, erbarme dich.

für die Arbeitslosen, dass sie den Wert ihres Lebens wahrnehmen, und dass diejenigen Mut, Kraft und Ausdauer behalten, die für die Änderung ihrer Lage arbeiten;

für die Überarbeiteten, dass sie ihre Grenzen erkennen und Wege finden, dass sie zur Ruhe kommen können. Wir bitten dich: Herr, erbarme dich.

Wir bitten dich für die Menschen im Kosovo, dass sie aus dem Kreislauf von Rassismus und Gewalt herausfinden. Wir bitten dich für die

Opfer der Kriege in aller Welt Wir bitten dich für die Hungrigen: ihr Leben schreit zum Himmel Wir bitten dich für die, die um ihre Lebensrechte gebracht werden. Wir bitten dich für die Verfolgten und die Flüchtlinge, dass sie an der Kaltherzigkeit in unserem Land nicht verzweifeln und Menschen finden, die ihnen beistehen. Wir bitten dich: Herr, erbarme dich.

Du, Herr, hast uns geschaffen. Nach deinem Willen sind wir, wer wir sind. Dein grenzenloses Erbarmen begleite uns auf allen unseren Wegen Nimm dich unser gnädig an. Rette und erhalte uns. Denn dir allein gebührt der Ruhm und die Ehre und die Anbetung, dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist, jetzt und immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Hagar und der Gott, der sie sieht

1. Mose 16

Die Güte Gottes und die Gnade Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.

Liebe Gemeinde,

wem gehört eigentlich ein biblischer Text?

Was für eine merkwürdige Frage, mögen Sie denken. Natürlich uns allen, die ihn lesen oder hören oder auslegen. Ja gewiss, und auch denen - so müsste man hinzufügen - die ihn vor uns gelesen und gehört haben in der langen Geschichte des jüdischen und des christlichen Glaubens.

Zuerst ist dieser Text ja ein Text der hebräischen Bibel, des Alten Testaments, eine Geschichte, die aus den ältesten Zeiten des Volkes Israel zu uns herüberklingt, fremd und für viele von uns vielleicht unbekannt. Die zerbrochenen Erdstücke hier in der Kirche auf den Stufen des Altars, der Brunnen, der kein Brunnen sein soll - sie schaffen eine atmosphärische Verbindung zu der alten Geschichte. Sie gehört zu den Ursprungsgeschichten des Gottesvolkes, den Erz-Eltern-Erzählungen. Sie ist ebenso ungewöhnlich wie bedeutsam. Sie ist eine bewegende Geschichte. Weil sie an Erfahrungen rührt, die wir kennen: an Schwangerschaft, an Abhängigkeit, an Stolz und Eigensinn, an Verlassenheit und Verzweiflung. Einige unter uns wird diese Geschichte an eigene Erfahrungen von Flucht erinnern oder daran, was es heißt, als Aussiedlerin in der Fremde zu leben und sich einzurichten. Es ist die Geschichte der fremden ägyptischen Sklavin Hagar.

Nicht weniger wird von Hagar erzählt als eine Gottesbegegnung. Ein Wasserbrunnen in der Wüste ist der Ort des Geschehens. Dort findet der Engel Gottes Hagar, eine schwangere geflohene Sklavin, eine, die nicht mehr weiter weiß. Gott redet mit ihr durch seinen Engel, weist ihr den Weg. Gott gibt ihr eine Verheißung. Eine große Verheißung, so wie Abram sie bekommen hat: Ihre Nachkommen werden ein großes Volk sein - man wird sie nicht zählen können, so viele. Und Gott gibt ihrem Kind einen Namen (auch dies eine Besonderheit, dass ein Kind bereits im Mutterleib einen Namen von Gott bekommt): Ismael soll der Sohn heißen, der Hagars Vertrauen in die Zukunft begründet.

Schließlich - nachdem Gott Hagar gefunden und mit ihr gesprochen hat, nachdem er ihr die große Verheißung und ihrem Sohn einen Namen gegeben hat - erwidert Hagar, die Sklavin, die Ägypterin, die schwangere Frau die Gottesrede - sie hält Gott stand, sie versteht Gott, sie antwortet. Und wieder ist es etwas ganz Ungewöhnliches, was nirgendwo sonst in der Bibel von einem Menschen berichtet wird: Sie gibt Gott einen Namen „du bist ein Gott, der mich sieht“. Gott, sagt Hagar, ist einer, der die Niedrigkeit einer Sklavin wahrnimmt, der hinschaut, wo Flüchtlinge unterwegs sind, dessen Augen sich auf die richten, die selber blind sind vor Wut und Verzweiflung.

Die Gottesbegegnung am Wasserbrunnen in der Wüste ist voller Provokation und Widerspruch: Gott im Gespräch mit der Sklavin; Gotteserkenntnis und Offenbarung für eine, die gar nicht zum Volk Israel gehört; eine Frau - Trägerin der Verheißung, Stammutter eines großen Volkes. Und alles dies geschieht in gegenseitiger Wahrnehmung und Kommunikation. Hagar versteht und erkennt Gott, der sie wahrnimmt und mit ihr spricht.

Doch noch einmal zurück. Wie kommt das alles? Was ist die Vorgeschichte dieser Gottesbegegnung?

Am Anfang der Geschichte Hagar steht Sarai, die Frau Abrams, die kinderlos war. Schon lange sind sie unterwegs im Land Kanaan, haben die Verheißung Gottes nicht vergessen. Doch wie soll sich die Verheißung erfüllen, wenn noch nicht einmal ein Erbe geboren ist? Sarai will das Schicksal ihrer Kinderlosigkeit nicht einfach hinnehmen. Sie bringt Hagar ins Spiel, ihre ägyptische Sklavin, über die sie verfügen kann. Es ist nicht ungewöhnlich in jener Zeit, es ist auch legal, was Sarai vorhat: Sie will, dass Hagar für sie ein Kind empfängt und austrägt, ein Kind Abrams, das auch ihr - Sarais - Kind sein würde.

Doch das, was Sarai in Eigeninitiative und im eigenen Interesse in die Wege geleitet hat, wird kompliziert, als Hagar wirklich schwanger ist. Selbstbewusst blickt sie nun auf ihre Herrin herab, die ‚klein wurde‘ in ihren Augen. Hagar *sieht* die Absicht Sarais, sie erkennt, wie wichtig sie selber ist, und sie lässt es Sarai spüren. Doch diese - im Recht und verbündet mit Abram - unterdrückt Hagar: Sie soll nicht vergessen, dass sie die Sklavin bleibt und dass sie *Sarais* Kind gebären wird.

Solche Demütigung kann Hagar nicht ertragen. Sie flieht. Egal wohin, ohne jede Zukunftsperspektive, nur weg. So gelangt sie in die Wüste - schwanger, allein, eine Ausländerin, im Unrecht gegenüber ihrer Herrin. Das ist emotional verständlich, aber kein aussichtsreiches Unternehmen. Zum Glück kennt sie den Wasserbrunnen in der Wüste, bei der Quelle auf dem Wege nach Schur. Bis dahin gelangt Hagar.

Der Wasserbrunnen ist ein Ort der Begegnung - wir kennen ihn aus anderen biblischen Geschichten - ein Ort des Gesprächs und der tiefen Erkenntnis. Hier findet der Gottesbote die Flüchtende. Hier konfrontiert er sie mit seinen Fragen. Wo kommst du her und wo willst du hin? Was für ein Leben hast du gehabt und was hast du daraus gemacht? Was hast du für dich selbst getan? Und wo gehst du hin - in welche Zukunft? Was sind deine Pläne, deine Hoffnungen, deine Träume, woran glaubst du?

Der Bote Gottes stellt diese elementaren orientierenden Fragen. Gott interessiert sich für Hagar's Woher und Wohin. Für ihr Geschick. Er kreuzt ihren Weg mit seinen Fragen. Lässt sie innehalten - zurückschauen und die Zukunft in den Blick nehmen.

Hagar weiß Antwort nur auf die erste Frage. Sie weiß, was sie nicht mehr will, wozu sie nein sagt, sie weiß, was es heißt, Sklavin zu sein, im wörtlichen Sinn Leib-eigene. Doch wohin sie will, was jetzt werden soll, das weiß sie nicht. Bitter erscheint es da, doch auch folgerichtig, ja vernünftig, dass der Bote Gottes sie zurückschickt. Bitter, weil damit ihre Unterdrückung besiegelt scheint. Und doch auch folgerichtig, weil sie in der Wüste nicht überleben kann. Und weil ihr Kind dort geboren werden soll, wo es herkommt, im Haus Abrams.

Die missbrauchte Hagar gehört mit ihrem Sohn, der kein Sklave mehr sein wird, in die Geschichte, die Gott mit den Menschen gehen will. Gott selbst blickt über die Grenzen hinaus, sein Erbarmen lässt sich nicht ethnisch, nicht religiös oder sozial oder gemäß der traditionellen Geschlechterzuordnung einzäunen. Und Hagar versteht das. Sie kann umkehren, weil sie erkennt, dass sich ihr Geschick nun unter den Augen Gottes vollzieht. Sie wird sehend, weil Gott sie sieht. ‚Gewiss habe ich hier hinter dem Hergesehen, der mich angesehen hat.‘

Damit ist aber nicht alles gut, denn nicht einem ‚lieben Gott‘ ist Hagar begegnet, der märchenhaft Erlösung und Verwandlung bringt. Hagar bleibt gefährdet. Auf ihrem weiteren Lebensweg finden wir sie mit dem heranwachsenden Kind ein zweites Mal in der Wüste - diesmal verstoßen durch Abraham. Und auch ihr Sohn wird später nur mit großer Anstrengung und in feindlicher Umgebung sein Leben sichern. Und doch weiß sie nun, dass sie eine Zukunft hat. Gott lässt sie diese Zukunft erkennen. Eine lateinamerikanische Theologin sagt: ‚Hagar erfuhr die Offenbarung, weil Gott deutlich machen wollte, dass die Unterdrückten auch Gottes Kinder sind ... Gott erlaubt nicht, dass sie in der Wüste ver-

schwinden, ohne eine Spur zu hinterlassen. Sie sollen leben, sollen Teil der Geschichte sein,“ in der Gott die Menschen begleitet.

Hagar und mit ihr ihr Sohn Ismael zeigen, dass niemand aus Gottes Blickwinkel gerät, auch nicht jenseits der Grenzen, die Menschen ziehen. Eine dieser Grenzen, die die Figur der Hagar überwindet, ist die religiöse Grenze. Hagar's Geschichte spielt eine wichtige Rolle im Islam. Dort gilt sie als Stammutter.

Anders in unserer Tradition. In ihr wurde Hagar's Geschichte - die unerhörte Botschaft ihrer Gottesbegegnung - so gut wie nicht erzählt und gelesen. In der Kirche ist sie fremd geblieben. Nein, dieser Text gehört *uns* nicht so ohne weiteres. Bis heute kommt er unter den regulären gottesdienstlichen Lesungen und Predigttexten nicht vor. Aber nicht nur der Text ist uns verloren gegangen, oft haben wir in unserer christlichen Geschichte auch die Menschen, die sich in ihm wieder finden, übersehen und ausgegrenzt. Und dafür gibt es einen Grund, der speziell mit Hagar zu tun hat.

In unserer christlichen Tradition findet sich nämlich - und zwar bei keinem geringeren als dem Apostel Paulus - eine weitere Vertreibung Hagar's. Paulus stellt im Galaterbrief Hagar und Sara einander gegenüber. Sara wird an dieser Stelle als Mutter des christlichen Glaubens bezeichnet - Hagar steht dagegen für den Glauben des Alten Bundes. Die fremde Ausländerin wird für Paulus zur Jüdin und zum Sinnbild des Judentums, von dem er sich - anders als in anderen seiner Schriften - abwendet. „Treibe die Sklavin und ihren Sohn aus, denn der Sohn der Sklavin soll nicht mit dem Sohn der Freien erben.“ So zitiert Paulus unsere Geschichte. Christlich gesehen ist es aufgrund dieser Worte im Galaterbrief mit Hagar aus. Es ist geradezu, als hätte man ihr ihre Gotteserkenntnis wieder bestritten, als hätte man ihr die sehend gewordenen Augen wieder verhüllt, als hätte man ihre unerhörte Begegnung mit dem Gott Israels ungeschehen machen wollen. Bis in unser Jahrhundert hi-

nein haben Christen, Theologen, aus diesem Paulustext Antisemitismus abgeleitet und begründet.

Überall da, wo sich das Christentum exklusiv, abgrenzend versteht, ist kein Platz für eine Gestalt wie Hagar. Überall da, wo wir in der Kirche Christus nur als Symbol dessen sehen, was uns von anderen trennt, fördern wir solche Abspaltung und Abgrenzung. Diesen Zusammenhang müssen wir begreifen. Er berührt unser Verhältnis zum Judentum und zu jüdischen Menschen, aber auch unseren Umgang mit Muslimen und Menschen fremder Herkunft, die bei uns leben und denen wir begegnen. Selbst in unseren Gemeinden gibt es Fremdheit und unübersehbare Grenzen zwischen Menschen aus unterschiedlichen Lebenswelten.

Hagar bleibt durch die ganze Geschichte hindurch eine, die unterwegs ist - eine, die nicht heimisch wird, die zwischen den Religionen wandert, eine Grenzgängerin und Grenzüberschreiterin. So ist es kein Zufall, dass Frauen in Lateinamerika sie als eine der Ihren entdeckt haben, Frauen, deren Leben von Ausbeutung und persönlicher Abhängigkeit geprägt ist. Auch schwarze Frauen in vielen US-amerikanischen Kirchen beziehen sich auf Hagars Erfahrung, deuten die Geschichte schwarzer Sklavinnen auf dem Hintergrund dieses biblischen Textes.

Wem gehört eigentlich ein biblischer Text? war die Frage am Anfang. Dieser Text gehört denen, die ihn brauchen, die ihr Leben in ihm gespiegelt sehen, die ohne den Trost und die Zukunftsperspektive, die er zu geben vermag, nicht überleben können.

Doch wir müssen nicht abgeschnitten bleiben vom Strom dieser guten Botschaft. Denn wir können eine neue Blickrichtung einüben, die Blickrichtung Gottes - auf die, die wie Hagar ums Überleben kämpfen, die am Rand sind, die zwischen den Grenzen wandern, erschöpft von Flucht und Vertreibung. Diese Blickrichtung, die auf Flüchtlinge zielt und auf Fremde, und auf Frauen unter ihnen insbesondere. Jesus ist es,

der uns diese Blickrichtung immer wieder als den Willen Gottes bestätigt hat.

Gott selbst werden wir da zu sehen bekommen, der mit den Menschen zieht, selber ein Grenzgänger, nicht festzulegen auf die Begegnung mit den Rechtgläubigen, sondern offen und fürsorglich auf die blickend, die ihn brauchen, die auf Gottes Hilfe warten und die in Gottes Augen sich selbst erkennen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

kein Fenster zum Himmel. Lichtinstallation, Krypta

Jesus und Zachäus

Lukas 19, 1-10

Liebe Gemeinde,

es gibt eine Haltung unter uns Menschen, die sich am deutlichsten in wenn-dann Sätzen ausdrückt. Mutter zum Kind: Wenn du dein Butterbrot aufisst, dann erzähle ich dir nachher eine Gute-Nacht-Geschichte. Politiker der einen Partei zu denen der anderen: Wenn ihr an dem und dem und dem Punkt einlenkt, dann seid ihr für uns koalitionsfähig. Und Sie haben vielleicht noch einen der berühmten wenn-dann-Sätze im Ohr - aus Zeiten der Auf- und Abrüstungsdebatte und der Friedensbewegung: Wenn die anderen abrüsten, dann werden wir das auch tun (wenn die anderen nicht, dann wir auch nicht.). Die Haltung hinter solchen wenn-dann-Sätzen ist klar: lass die anderen den ersten Schritt machen, dann schaue ich mal, wie ich mich dazu verhalte. Die anderen sollen anfangen, voranmarschieren, Vorleistungen bringen.

Ich definiere die Bedingungsfelder, in denen ich unter bestimmten Voraussetzungen, die andere zu erfüllen haben, dann so oder so reagiere. Diese Haltung ist bei uns allen vorhanden - und sie macht sich dann besonders breit, wenn wir in der Überlegenheitssituation sind. Die wenn-dann-Haltung ist die Haltung der Macht. „Wenn du den Schaden wieder gutmachst, dann kann ich dir noch mal verzeihen.“ Wer sich fehlverhalten hat, ist immer in der schwächeren Position - und die Ausspielung moralischer Überlegenheit ist eine besonders subtile Form der Machtausübung.

Die Geschichte von der Begegnung zwischen Jesus und dem Zöllner Zachäus ist eine Geschichte gegen die wenn-dann-Haltung. Es ist eine Geschichte, die vermutlich vielen von uns ganz vertraut ist. Wir verbinden bestimmte Assoziationen mit Zachäus: Dass er reich ist, und dass sein Reichtum nicht zufällig und schon gar nicht redlich erworben ist. Seine Zollforderung fällt immer ein bisschen zu hoch aus - und vieles davon wandert in seine Tasche. Er hat sich aufgrund seiner Position Vorteile erschlichen. Sowas nennt man Vorteilsnahme. Das ist also nicht nur etwas Modernes, worüber man heutzutage viel in den Zeitungen lesen kann, sondern durchaus ein altes Delikt. Und früher hatte man auch klare Begrifflichkeiten dafür: Gauner, Schlitzohr, Ganove, Betrüger. Das war der Ruf, den Zachäus hatte, und deshalb mied man ihn wie die Pest. Er war zwar reich, aber nicht salonfähig. Reicher Mann, armer Mann.

Von Zachäus wird noch etwas anderes ausgesagt, nämlich dass er besonders klein ist. Deswegen lieben ihn die Kinder. Sie identifizieren sich mit ihm. Es gibt eine Szene, die als Bild besonders oft in Kinderbibeln und Kinderbüchern vorkommt: Der kleine Zachäus - auf dem Maulbeerbaum - ein bisschen versteckt hinter den Zweigen, aber in guter Position, um Jesus zu sehen. Das kennen Kinder: Selber ungesehen und verborgen aus sicherer Höhe das Szenario der Erwachsenen beobachten. Reicher Zachäus, kleiner Zachäus, ein bisschen Kind geblieben, nicht richtig erwachsen geworden, nicht willens und in der Lage, Verantwortung zu übernehmen.

Die Begegnung zwischen Jesus und Zachäus wird bei Lukas in wenigen Strichen skizziert: Als Jesus an die Stelle des Maulbeerbaumes kam, sah er auf und sprach zu ihm: Zachäus, steig eilend herunter, denn ich muss heute in deinem Haus einkehren. Und er stieg eilend herunter und nahm ihn auf mit Freuden.

Es sieht so aus, als ob Zachäus ganz tief drinnen sehnsüchtig darauf gewartet hat, gesehen und angesprochen zu werden. Vielleicht hat er auch damit gerechnet, dass Jesus Klartext mit ihm redet und ihm auf den Kopf zusagt, was in seinem Leben alles nicht in Ordnung ist. Es gibt ja Grund genug, ihn zurechtzuweisen, bloßzustellen, Schadensregulierung zu fordern. Er weiß das. Was die Leute hinter seinem Rücken reden, spekulieren, lästern - vielleicht macht Jesus das direkter, schärfer - oder stellt seine Bedingung: Erst wenn du deine Betrügereien einstellst, deine gerechte Strafe empfangen hast und zu Wiedergutmachungen bereit bist, erst dann bist du würdig genug, mein Gastgeber zu sein.

Was Zachäus spekuliert haben mag, was die Menschen in Jericho sicher klar erwartet haben: Von all dem erzählt die Geschichte nichts. Keine Drohgebärde, keine Zurechtweisung, kein wenn-dann.

Jesus kommt nicht als Moralapostel, sondern als einer, der mit unabgesichertem Vertrauen Freundschaft anbietet. Der kleine reiche Zachäus wird - vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben - so richtig wahrgenommen und wichtig genommen. Das gibt ihm so viel Kraft, dass er in der Lage ist, sein Leben zu verändern. Er wird erwachsen, fängt an, die Bedürfnisse anderer zu erkennen und hört auf, sein Leben nur über Geld zu definieren.

Stärkende, wachstum-ermöglichende Begegnung. Die Geschichte von Jesus und Zachäus ruft mir Erfahrungen in Erinnerung, die zu den besonders kostbaren in meinem Leben gehören: Da ist jemand, der will mich nicht verändern, der nimmt mich wie ich bin, der traut mir ganz viel zu. Und plötzlich wachsen mir Flügel und mein Leben wird weit, ich entdecke Dinge an mir, die ich vorher gar nicht kannte und meine Möglichkeiten bekommen einen großen Radius. In der Ehe kann uns das geschehen, mit einem Freund oder einer Freundin und manchmal auch mit einem ganz fremden Menschen, mit einem, der uns richtig an-

guckt und beachtenswert findet und damit zum Spiegel unserer Stärken wird.

Und vielleicht hatte die eine oder der andere von uns das Glück einer hellen Kinderzeit - mit Eltern, die nicht ständig über schlechte Noten, falschen Umgang und überdrehte Träume mäkelten, sondern die Botschaft ausstrahlten: Du bist okay, du schaffst das schon, so wie du bist, bist du einzigartig und unverwechselbar. Das Zutrauen anderer macht stark, lässt uns zu unserer Identität stehen, zu unseren Wurzeln, zu unseren Begabungen und auch zu unseren Schwächen. Wir dürfen sein, die wir sind.

Ich komme aus dem Herzen des Ruhrgebiets. Gelsenkirchen ist der Mittelpunkt des Reviers und in unsrer Region geht zur Zeit etwas zu Ende, das sich IBA-Finale nennt. IBA steht für Internationale Bauausstellung Emscher Park, eine Ausstellung riesigen Ausmaßes, die im ganzen Bereich zwischen Emscher und Lippe den Strukturwandel des Ruhrgebiets dokumentiert und auf seine ökologische und kulturelle Erneuerung aufmerksam macht. So leiten Schilder mit der Aufschrift „Route Industriekultur“ vorbei an begrünten und buntblühenden Halden hin zu Denkmälern eigenwilliger Industrie-Architektur wie die Zeche Zollverein in Essen und das Gasometer in Oberhausen. Kokereien sind zu Ausstellungshallen umfunktioniert und namhafte Künstler haben Landmarken in großartige Kunstszenerien verwandelt.

In Gelsenkirchen hat sich im Rahmen des IBA-Finales eine so genannte „MitmachPyramide“ installiert, d.h. vor einigen Wochen gab es auf dem Gelände der Ev. Gesamtschule ein riesiges Fest verbunden mit einer Aktion, bei der hundert Menschen aus 15 Siedlungen das besonders Kennzeichnende ihrer Siedlung vorgestellt haben, d.h. vor allem gezeigt haben, wie sie selbst als Bewohner mitgeplant, mitgebaut, mitgestaltet haben. Die einzelnen Module dieser Aktion wurden in einer Tagesbaustelle zu einer großen Pyramide zusammengebaut. Die Pyramide ist in-

zwischen Teil der Gesamtschule und soll zum Begegnungs- und Ausstellungsort werden, d.h. zur Verklammerung zwischen Schule und Stadtteil.

Ich erzähle hiervon, weil durch die Verantwortlichen beim IBA-Finale Menschen einer ganzen Region dazu ermutigt wurden, ihre Identität neu zu entdecken und zu gestalten. Durch alle Projekte wird die Botschaft vermittelt: Die Menschen im Ruhrgebiet sind stark. Das wiederum erfüllt die Menschen mit Stolz auf ihre Geschichte und ihre Region und gibt ihnen die Kraft, innovativ die Herausforderungen der Zukunft zu bewältigen. Von der Ev. Gesamtschule, der ersten und bisher einzigen in Trägerschaft der Landeskirche, will ich noch etwas anderes weitergeben: Die Kernaussage unseres Predigttextes nämlich: „Wahrnehmen und wichtignehmen gibt Kraft zum Wachsen“ ist pädagogisches Konzept der Schule in unterschiedlicher Hinsicht: Den Schülern wird ganz viel zugetraut. Sie dürfen sich an der Gestaltung ihrer Klassenzimmer beteiligen. (Die sind nämlich längst noch nicht fertig.) Sie bestimmen mit, wie der Garten angelegt wird, überlegen mit an der Entwicklung der Lerninhalte und werden mit einbezogen bei Lösungsstrategien für Konfliktsituationen. Sie werden wahrgenommen und wichtig genommen, auch in ihrer Religion. Ein großer Teil der Kinder kommt aus türkischen Familien und gehört dem Islam an. Es gibt evangelischen und katholischen und muslimischen Gottesdienst, nichts wird einfach gleichgemacht und vereinheitlicht. Die Achtung vor der Andersartigkeit der anderen, vor ihrer je eigenen Identität, Religiosität und Würde wird auf dieser Schule vom ersten Tag an eingeübt und praktiziert. Niemand muss sich verändern oder bestimmte Voraussetzungen erfüllen, um aufgenommen zu werden. Die natürliche Begrenzung ist lediglich die Aufnahmekapazität.

IBA-Finale und Ev. Gesamtschule sind Beispiele dafür, dass über den individuellen Begegnungsrahmen von zwei Menschen hinaus die Botschaft: „Euch wird etwas zugetraut, denn ihr seid wertvoll so wie ihr

seid“ große Wirkungen hat. Menschen stehen zu sich und entwickeln sich, gebären neue Möglichkeiten und bekommen Mut zu Schritten der Veränderung.

Für mich ist die Geschichte von der Begegnung zwischen Jesus und Zachäus eine ganz wichtige Impulsgeschichte, gerade auch für meine Funktion als Superintendentin. Es kommt häufig vor, dass Menschen sich beschweren - vor allem über Pfarrerinnen und Pfarrer. Diesen Beschwerden muss ich nachgehen, dem Groll auf den Grund gehen, d.h. Gespräche führen. In solchen Gesprächen merke ich, dass ich am weitesten komme, wenn ich auf Mahnung und Zurechtweisung verzichte und stattdessen hinschaue und hinhöre und versuche zu verstehen, warum jemand so ist und nicht anders. Manchmal, wenn ein Gespräch gelingt, ist dann zu spüren, wie sich für uns gemeinsam eine Tür auftut. Eine neue Einsicht ist da, ein neuer Blickwinkel, eine Geste der Versöhnung oder ein weicherer Klang in der Stimme. Wahrnehmen und wichtignehmen - das klingt gar nicht nach viel - aber es kann Menschen verwandeln und Zukunft verändern. Wahrnehmen und wichtignehmen - ich wünsche uns, dass wir uns diese beiden kleinen Wörter aneignen können und dafür unsere wenn-dann-Sätze streichen.

Wir müssen uns nicht mit Bedingungen absichern. Wir können anderen vertrauen und zutrauen und anvertrauen. Denn wir selbst leben ja aus dem Vertrauen und aus der Zusage: Fürchte dich nicht, ich habe dich erlöst, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein. Gott sei dank.

Ruth und Naemi

Ruth 1, 16

„Ruth und Naemi
Begegnung in Gott,
Begegnung mit dem Fremden,
Begegnung mit Gott im Alltäglichen“
(Ruth 1, 16)

*1 Begegnung in Gott:
„Wo du hingehst, da will ich auch hingehn“ - Frauenliebe /
Frauensolidarität*

Um die Begegnung zweier Frauen soll es in diesem Gottesdienst gehen, um eine ungewöhnliche Frauenfreundschaft, die in 4 Kapiteln im Buch Ruth in der Hebräischen Bibel berichtet wird. Es handelt sich bei diesem Buch um eine Novelle, die in der Richterzeit spielt, also etwa 450 vor der christlichen Zeitrechnung.

In den ersten fünf Versen des Buches wird erzählt, dass eine israelitische Frau, Naemi, mit ihrem Mann wegen einer großen Hungersnot, so wie viele andere auch, in die Fremde zog, nach Moab, einem Land im Osten, auf der anderen Seite des Salzmeeres. Und ihre beiden Söhne wuchsen dort auf.

Doch dann starb Naemis Mann, Elimelich, und sie hatte nur noch ihre beiden Söhne in diesem für sie immer noch fremden Land. Machlon und Kiljon heirateten zwei Moabiterinnen, Orpa und Rut, und wahr-

scheinlich begann Naemi wieder ein wenig aus ihrer Trauer herauszufinden, denn da war Hoffnung auf Enkelkinder, auf eine eigene Familie, ein neues Zuhause - trotz allem.

Sie wohnten gerade 10 Jahre in Moab, da starben auch beide Söhne. Warum, erzählt uns die Bibel nicht - aber es muss ein großes Unglück gewesen sein für Naemi. Nun war sie ganz allein. Ohne Mann eine Fremde für immer, ohne Besitzrecht, ohne den minimalen Schutz, den die männlichen Verwandten - und nur diese - ihr in einem fremden Land hätten geben können.

Auch Orpa und Rut, Moabiterinnen von Geburt zwar, waren durch die Heirat mit den beiden Fremdlingen „zwischen die Welten“ geraten. Und sie entschlossen sich, mit der Schwiegermutter in deren Heimat zurückzuziehen. In Juda, so hatten sie gehört, gab es wieder Brot und zu essen genug.

Unterwegs machen sie eine Rast und Naemi, die sich bisher über die Begleitung beider Frauen gefreut hat, schickt sie zurück ins Haus der Mutter. Sie sollen Ruhe finden. Naemi segnet die beiden im Namen ihres Gottes, sie will sie, nachdem sie beide ihre Männer verloren haben, nicht auch noch aus der Heimat fortreißen - außerdem haben sie als Moabiterinnen - nach moabitischen Recht - einen Anspruch auf das Haus ihrer verstorbenen Männer. Die Frauen weinen und wollen nicht von Naemi lassen, aber glasklar führt diese ihnen vor Augen, dass nach israelitischem Recht die Sache noch komplizierter ist: als Frau kann sie auch das Besitzrecht, das sie in Bethlehem eigentlich noch hat, nicht wahrnehmen. Und Witwen können nur Verwandte ihrer Männer heiraten. Naemi hat keine weiteren Söhne und wird auch keine mehr haben - die beiden Schwiegertöchter würden keine Sicherheit, keinen Platz in der Gesellschaft, keine Heimat in Juda finden. Orpa kehrt schließlich um, Naemi will Rut ihr nachschicken.

Aber da geschieht etwas ganz Besonderes zwischen zwei Frauen aus ganz unterschiedlichen Ländern, Kulturen und Religionen. Eine junge und eine alte Frau begegnen sich auf ganz wunderbare Weise.

Rut wird auf einmal sehr energisch. „Rede mir nicht ein, dass ich dich verlassen und von dir umkehren sollte“ sagt sie, „Wo du hingehst, da will ich auch hingehen; wo du bleibst, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott. Wo du stirbst, da sterbe ich auch, da will ich auch begraben werden.“

Das ist ja einfach atemberaubend. Den Spruch kenne ich doch, er wurde lange Zeit immer in den Trauliturgien oder als Hochzeitspruch verwendet, um die Macht und Gewalt der Liebe eines liebenden Paares auszudrücken. Aber er kommt aus dem Buch der Rut. Und sein ursprünglicher Sitz im Leben ist ein Dialog zwischen zwei sehr verschiedenen und sich sehr liebenden Frauen. Besonders Ruts Liebe zu ihrer Schwiegermutter Naemi wird hier ganz deutlich. Das war nicht Pflichtgefühl oder Nostalgie, das war nicht Mitleid mit der einsamen alten Frau - das war zunächst einmal große, durch nichts zum Schweigen zu bringende Liebe. Eine Frau verlässt ihre Heimat und alles, was ihr vertraut ist, um der Liebe zu ihrer Schwiegermutter willen. Und Naemi muss auch eine unglaubliche, eine wunderbare und liebenswerte Frau gewesen sein. Sie fürchtet sich sicher, den weiten Weg ganz allein fortzusetzen, nicht wissend, wie man sie in ihrer ehemaligen Heimat empfangen wird. Aber sie lässt sich nichts anmerken. Sie will das Beste für ihre Schwiegertöchter und drängt sie, zurückzukehren. Aber da hat sie nicht mit Rut gerechnet. Rut macht ganz einfach Naemis Schicksal zu ihrem eigenen.

Eine neue, ungewöhnliche Frauenbeziehung beginnt. Konventionelles Recht und Sitte, traditionelle Familienverhältnisse haben davor zurückzustehen: es geht um die Solidarität und tiefe Liebe zweier Frauen, die nun den festen Willen haben, eine ausweglose Situation gemeinsam zu bewältigen. Naemi widerspricht nicht länger. Sie hat in Ruts Augen die

Liebe gesehen, die - wie es im Hohenlied der Liebe heißt - auch Ströme nicht ersäufen können und die stark ist wie der Tod. Zwei einsame und um die Liebe betrogene Frauen, eine alte und eine junge - fremd im eigenen Land, fremd tief drinnen und allein, tun sich zusammen, stehen füreinander ein, überwinden gleichgeschlechtliche oder familiäre Konkurrenzen. Sie tun sich mit neuem Mut zusammen, um gemeinsam einen Zugang zu neuem, in die Zukunft offenen Leben zu finden. In einem solchen Abenteuer haben Klischees keinen Platz. Rut und Naemi schenken einander neu das Leben und geben sich einen Vorgeschmack vom Paradies. Ihre Liebe ist größer noch als Glaube und Hoffnung. Gerade darum lernen sie zu hoffen und zu glauben jenseits der Grenzen von Religion.

2 *Begegnung mit dem Fremden*

Trotz aller Liebe aber, trotz Vorgeschmack vom Paradies, trotz aller Solidarität, wird Naemi, die Liebliche, zu Mara, der Bitteren. Und umso mehr braucht sie Rut, die sie aus der Sackgasse holt, in die Angst immer führt, und wieder dem Leben zuwendet, sie buchstäblich „wieder lebendig macht“.

Als die beiden Frauen nach Bethlehem kommen, sind dort alle sehr verwundert, sicher auch neugierig, vielleicht sogar feindselig [„die ganze Stadt erregte sich über sie“ heißt es in der revidierten Luther-Übersetzung]. Als die Kornkammern leer waren, zog Naemi fort. Nun gibt es wieder Korn in Juda und sie kehrt zurück und bringt auch noch eine Fremde mit. Naemi empfindet es anders als die, die das ärgerlich macht: Nennt mich Mara - sagt sie - denn Gott Adonai hat mir Bitteres getan, er hat gegen mich gesprochen und mich betrübt - voll zog ich aus, leer hat er mich weder heimgebracht. Es hat den Anschein, als sei Naemi von einer Fremde in die andere gezogen.

In der Fremde jedoch ist sie Rut begegnet. Ihre eigene Begegnung mit der Fremde macht sie leer und bitter, macht sie zu Mara. Mara kann in Moab nicht leben ohne ihren Mann und ihre Söhne. Sie überlebt das in der Fremde sein durch die Liebe. Wo ihr die Liebe stirbt, kann sie auch die Fremde nicht mehr ertragen. Sie wendet sich ihrer Vergangenheit zu, ihrem Volk, der Hoffnung auf ein neues Zuhause - wenn schon nicht in der Familie, dann in der größeren Gemeinschaft ihres Volkes. Ohne ihre Söhne können auch deren Frauen ihr nicht mehr Heimat sein. Sie ist die Hingebungsvolle, die sich Verströmende, die durch familiäre Bande Gebundene.

Rut begegnet der Fremde anders, wie sie auch schon in der Fremde Naemi anders begegnete - vielleicht ist es ein Vorteil, dass sie wirklich eine Fremde in Juda ist - wieder ergreift sie die Initiative. Beim Ährenlesen verdingt sie sich bei einem Verwandten - Boas. Der nimmt sie zusammen mit seinen Mägden unter seinen Schutz, der schützt sie, die Fremde, vor möglichen An- und Übergriffen. Er hat von Ruts Treue zu Naemi gehört und will ihr Gutes mit Gutem vergelten, er will sein Teil beitragen, dass Rut unter den Flügeln von Gott Adonai Zuflucht finde. Boas trägt persönlich Sorge dafür, dass ihr genug bleibt am Ende des Tages für sich und ihre Schwiegermutter. Wieder hat Rut das Leben in Gang gesetzt, wieder hat sie den Schleier vor der Zukunft weggezogen und sich in Gottes Hoffnung ausgerichtet. Und wieder bringt sie damit auch Naemi zum Erwachen aus der Starre. Diese schlägt Rut vor, Boas als Löser auszuwählen, sich zu ihm zu legen und ihm so nahe zu legen, dass er dem Verwandtschaftsgrad nach als Löser in Frage komme. Und da ein Mann, der noch näher verwandt ist, nicht Löser sein will, kauft Boas das Erbteil von Elimelech und Rut, und so erhält er Elimelechs Namen auf seinem Erbteil. Eine anstößige Lösung? Gott jedenfalls lässt sie gelingen. Mehr noch: vom scheinbaren „Aus“ gelangen Rut, eine Fremde, und Naemi, eine verwitwete Heimkehrerin, mitten hinein in

Gottes Heilsgeschichte: denn Obed, der Sohn von Rut und Boas, gehört in den Stammbaum Jesu. Er ist ein Ahne Davids.

Eine sexistische Geschichte von der Abhängigkeit der Frauen im Alten Israel? Rut jedenfalls macht ihre Entscheidung im Rahmen des zu ihrer Zeit Möglichen stark und dazu noch rettet sie des Geliebten Gedächtnis.

3 *Begegnung mit Gott im Alltäglichen*

Gottes Geschichte mit seinem Volk, Gottes Geschichte mit denen, die er liebt, spielen sich auch und gerade im Alltag ab.

Im einfach-alltäglichen Geschehen bereitet Gott dem König David den Weg durch Rut. So gesehen ist das ganze Buch Rut - wie andere Bücher der Hebräischen Bibel auch - eine Führungsgeschichte: Gott fügt es so, dass Rut Boas Frau wird, er bahnt den Weg Ruts und ihrer Schwiegermutter nach Juda. Das Buch Rut erklärt, wie es dazu kam, dass eine moabitische Frau die Ahnfrau Davids wurde. Es erklärt aber auch, wie Gott sich im Alltag mit beiden Händen ergreifen lässt. Ein liebe-voller Gott und eine starke Frau begegnen einander in der Fremde.

Rut hat die Liebe zu einer Frau sogar über die Religion gestellt. „Wo du hingehst, da will auch ich hingehn,“ hat sie gesagt. Und dann: „Dein Gott ist mein Gott.“

So ganz und gar hat sie sich auf diese Beziehung eingelassen, dass sie auch bereit war, dem fremden Gott zu folgen, ihren Gott zu verlassen. Das scheint vermessen. Als hätte Rut ihr Glaube nie besonders viel bedeutet und als könnte sie ihn wechseln wie ein altes Kleid. Das ist eine Haltung, die sich gegen Ende des 20. Jahrhunderts zunehmend unter uns breit macht: wir begegnen Gott nicht mehr, wir kämpfen nicht mehr mit ihm um unsere Sehnsucht und seine Nähe, wir erfahren ihn nicht mehr als die große, uns tragende und alles überwindende Liebe. Vielmehr behandeln wir Religion als Ware und kaufen, wie im Supermarkt, was uns gerade recht und billig für unser spirituelles Wohlergehen er-

scheint. - Aber das sieht Rut gar nicht ähnlich. Es sieht ihr auch nicht ähnlich, Gott zu lästern oder mit ihm ohne guten Grund kämpfen zu wollen. Vielmehr tut auch hier Rut, die Entscheidungsfreudige und tatkräftig Liebevoll, einen ersten Schritt in eine Zukunft, die damals ihre Mitmenschen noch nicht teilen konnten und die wir heute zu teilen eine echte Chance haben.

Gott begegnet im Fremden und so ist wohl Gott der Rut in Naemi begegnet. In ihrer Liebe zu dieser Frau hat sie einen Gott gefunden, der sie fordert und herausfordert. Sie kann sich gar nicht vorstellen, dass die Liebe zu einem Menschen zu haben ist, ohne auch das mit ihm zu teilen, was ihn unbedingt angeht. Zwar sollten wir, wie in der Szene mit Boas auch hier nichts fälschlich idealisieren, Rut lebt in einer Welt und Zeit, in der - auch noch stellenweise in Israel - durchaus ein Gott gegen einen anderen zu tauschen ist, Götter an bestimmten Orten und Plätzen regional gebunden sind. Und dennoch lernen wir von Rut auch, dass wir nicht mehr unterscheiden können und müssen zwischen dem eigenen und dem fremden Gott. So wie die Liebe - in unserer Geschichte zwischen zwei Frauen - alle Schranken überwindet, so hat Gott aus Liebe die ganze Welt geschaffen. Und als er sie schuf, war sie ohne Grenzen. Und wo unsere Religionen uns zu Feindschaft und Krieg drängen, will er, dass wir uns und dem Fremden in Liebe begegnen, auch da, wo diese Liebe schmerzt. Amen.

280 Tage. 154 Erdköpfe, 1996/7

Die Königin von Saba bei König Salomo

1. Könige 10, 1-13

Lapidar und kurz angemerkt heißt es in den theologischen Kommentaren zu dieser Geschichte: diese Königsnovelle nach ägyptischem Muster dient der Legitimation des salomonischen Königtums. Der Besuch der reichen Königin aus dem paradiesischen fernen Saba und ihr überschwängliches Lob dient als Folie, um die Größe und Herrlichkeit des Königs Salomo erstrahlen zu lassen.

Eine solche funktionale Sicht auf Bibeltex te ver stellt häufig den Blick auf das, was wirklich im Text erzählt wird. Eine ganz andere Welt eröffnet sich, lässt man den konkreten Text selbst zur Sprache kommen.

Diese Geschichte ist keine König Salomo-Tradition, sondern ein ganz aus der Perspektive der Königin von Saba erzählter Bericht von einer Reise. Detailfreudig wird sie als rundherum gelungen geschildert, von Anfang bis Ende ein einziger Genuss. Obwohl sie den berühmten König Salomo nur vom Hörensagen kannte, kommt es während des Besuches der Königin zu einer sehr glücklichen Begegnung mit ihm und seiner Weisheit. Und am Schluss wird berichtet, dass sie nicht auseinander gehen, ohne nicht kostbare Geschenke ausgetauscht zu haben, was als maßloses Spiel von Geben und Nehmen erlesenster Köstlichkeiten geschildert wird:

„Der König Salomo gab der Königin von Saba alles, woran sie Lust hatte und was sie sich wünschte außer dem, was er ihr von sich aus, nach des Königs Vermögen, gab.“ V 13 (Luther übersetzt hier übrigens unerotisch „was ihr gefiel und was sie erbat“.)

Unübersehbar schimmert zwischen den Zeilen eine Liebesgeschichte durch, in der sicherlich auch Erotisches eine Rolle gespielt hat.

Die Königin von Saba, deren Herkunft nicht ganz sicher belegt ist - wahrscheinlich stammt sie aus Südarabien, dem heutigen Jemen - eine reiche und gebildete Herrscherin, reist an, um den wegen seiner Weisheit und seines Reichtums weltberühmten König Salomo zu treffen und ihn einer Prüfung zu unterziehen. Dieser Besuch spiegelt kulturhistorisch etwas wider von einer Art Bildungstourismus, der üblich war in internationalen Weisheitskreisen und dem gegenseitigen Austausch und der Weiterbildung diente. Das, was die Königin dann während ihres Besuchsprogramms zu sehen bekommt - ästhetisch und kulinarisch - die Architektur und Kunstschatze, die bezaubernde Hofkultur, das hohe gestalterische Niveau und überhaupt das allgemeine Wohlergehen - dies alles macht einen überwältigenden Eindruck auf sie und sie bricht in große Begeisterung aus und lobt Salomo und dessen Gott überschwänglich. Am Ende schließlich kehrt die Königin satt und befriedigt nach Hause zurück.

Wenn Sie diese Geschichte hören und ihre Bilder vor Ihrem inneren Auge vorbeiziehen lassen - was gehört für Sie zu einer gelungenen Begegnung? Was erwarten Sie als Frau, als Mann von einer guten Begegnung mit einem anderen Menschen?

Dieser Text geizt nicht mit hohem Anspruch. Mit nicht weniger als mit höchstem Glück verbindet dieser Text eine Begegnung zwischen zwei Menschen, die gelungen ist: Überfluss, Glück, Genießenkönnen, miteinander ein gutes Leben haben. Herausfordernd an dieser Glückspantasia ist das Frauenbild, das die Gestalt der Königin von Saba verkörpert. Es korrigiert die gängigen Geschlechterrollen und stellt sie auf den Kopf: Sie, die Frau, zeigt sich initiativ, souverän, begehrend, weltoffen. Sie unterzieht ihn einem Leistungstest. Übertragen und aktualisiert ge-

sprochen: Im Streit um die Quoten ist nicht die Frau es, die der Legitimation ihrer Ansprüche bedarf, sondern der Mann wird geprüft.

Die Souveränität im Auftreten verleiht der namenlosen Königin eine macht- und geheimnisvolle Aura. Nicht von ungefähr hat die Gestalt der Königin von Saba kulturgeschichtlich anziehend gewirkt und eine unglaubliche Wirkungsgeschichte entfacht. Sie strahlt in verschiedene Kulturen und Religionen der Welt aus und ist über 3000 Jahre bis ins 20. Jh. eine unerschöpfliche Quelle kultureller, künstlerischer und religiöser Inspiration. Sie verwandelt sich in immer neue Gestalten, und wird zur Trägerin von Hoffnungen und Ängsten. Vor allem aber wird sie zur Projektionsfigur männlicher Frauenbilder, die schwanken zwischen großer Idealisierung und zerstörerischer Dämonisierung. Mal ist sie Heilsbringerin und Friedensbraut, dann behaarte, männermordende Sex-Dämonin, mal sibyllinische Seherin, dann wieder Kindeswürgerin und lasziver Vamp. In dem Buch „Die Königin von Saba“ hat Rolf Beyer ausführlich über diese aufschlussreiche, zugleich teilweise ungeheuerlich frauenfeindliche Wirkungsgeschichte von ihren Anfängen in dieser alttestamentlichen Erzählung bis ins 20. Jhdt. geschrieben.

Zurück zu der Ursprungstradition der Königin von Saba, zu unserer Geschichte. Mir ist bewusst, dass es eine Menge von Gründen gibt, diesen Text und die Glückspantasie, die er so detailfreudig und lustvoll ausmalt, anzugreifen oder zu relativieren und sie haben mich auch in der Auseinandersetzung beschäftigt: das Utopisch-Phantastische des ganzen Hofmilieus; der Zusammenhang von Glück und viel Geld haben - also die schlicht materielle Seite von Wohlergehen; die ausbeuterischen Praktiken sprich Zwangsarbeit auch eines König Salomos, mit denen die ganze Pracht am Hof erkaufte ist... Aber: dieser Text berührt auch die Frage nach meinem eigenen Glück und den inneren Verboten, - die Frage nach mir selbst und dem Glück und der Fülle und der Lebenslust, in der Arbeit, in der Kirche, in meinen Beziehungen, in meinen Hoffnungen. Zu idealtypisch, zu luxuriös erscheint mir diese Begegnung, als

(Während der Predigt wurden an den bezeichneten Stellen Teile der "Kreuzwege für Orgel" von Hans Ulrich Lehmann, Zürich, gespielt.

¹ Martin Luther hat den ihm besonders lieben Galaterbrief einmal „seine Katharina von Bora“ genannt.

